Priesterseminar Chur 2005

Grüsse aus St. Luzi

Ah83
46(2005)

AL 23
(Gr 2005)

als Geschenk erhalten

Grüsse aus St. Luzi 2005

Berichte und Mitteilungen
aus dem Priesterseminar St. Luzi Chur
Dezember 2005

BIBLIOTHEK
THEOL. HOCHSCHULE CHUR

Romanische Madonna, 13. Jahrhundert, Klostermuseum Müstair

Wunder der Wunder:
Für uns wirst du Mensch, Herr!

Lass doch das Lied, das Maria uns lehrte,
Brücke der Freude sein, die uns zu dir führt:

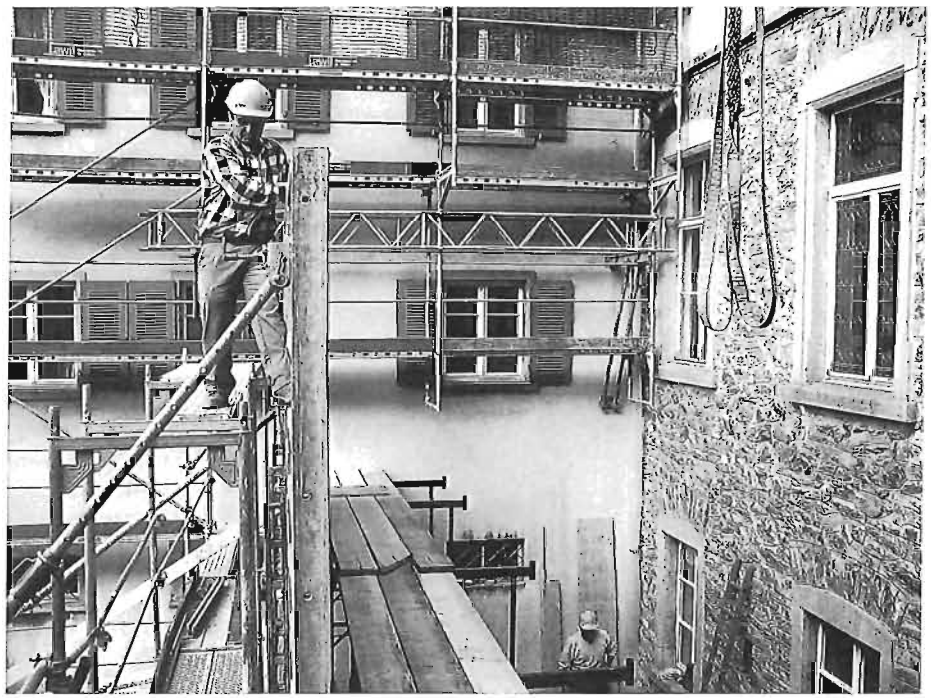
Den Herrn preist meine Seele.
Ich freue mich, dass er mein Retter ist.

Jürgen Henkys

Liebe Ehemalige, lieber Freundeskreis von St. Luzi

Auf dem Titelbild der letztjährigen Grüsse aus St. Luzi ragten noch schlanke Bauprofile in den blauen Himmel; auf dem diesjährigen Titelbild wetteifert ein Baukran mit dem Kirchturm von St. Luzi um die Höhe. Das macht deutlich: Die Planungsphase ist vorüber, die Umbau- und Sanierungsarbeiten im Priesterseminar und an der Theologischen Hochschule haben begonnen. In Kürze wird der neue Erschliessungstrakt erstellt sein: Die Wohnräume der Seminaristen, die Unterkünfte der Gastgruppen, Hochschulräume und Ökonomiegebäude werden unabhängig voneinander zugänglich sein. Auch die neuen Räumlichkeiten für die zentrale Bibliothek sind zur Hälfte errichtet. In einem halben Jahr kann mit der Einrichtung der neuen Bibliothek begonnen werden. Wärmetechnisch zu sanieren bleibt dann noch der Hochschultrakt; umzubauen und zu erneuern sind noch die Seminaristenzimmer und die Unterkünfte für die Gastgruppen sowie Küche und Nebenräume. Läuft alles wie geplant, dann werden die gesamten Erneuerungsarbeiten Ende Oktober 2007 zum Abschluss kommen. In diese Zeit fällt auch das 200-jährige Seminarjubiläum. Es war am 12. November 1807, als der aus Nauders im Vinschgau stammende Regens Gottfried Purtscher die Tore des Priesterseminars St. Luzi eröffnete. So sind die Einweihung der neuen Räumlichkeiten und das 200-jährige Seminarjubiläum auf Montag, den 12. November 2007, vorgesehen.

Wer bezahlt das alles? werde ich mit Recht nicht selten gefragt. Der diesen Grüssen aus St. Luzi beigelegte Flyer «Wir bauen für die Zukunft» orientiert Sie über die Kosten des Umbaus und ist auch gleichzeitig die herzliche Einladung an die Ehemaligen und den ganzen Freundeskreis, die Kosten für die bauliche Erneuerung grosszügig mitzutragen.



Diakonenweihe Mai 2005

Die Ausbildung an den Priesterseminarien und an den Theologischen Hochschulen hat nach dem Willen unserer Kirche stets auf der Höhe der Zeit zu erfolgen. Dazu gehört gewiss die Bereitstellung der nötigen Infrastruktur. Dazu gehört aber nicht weniger die dauernde Verbesserung der Ausbildung der angehenden Priester wie der Laien im pastoralen Dienst. In diesem Zusammenhang möchte ich wenigstens auf zwei Ereignisse hinweisen.

Das eine Ereignis ist die Errichtung des Deutschschweizerischen Einführungsjahres für Priesteramtskandidaten. Die Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen haben mit Datum vom 6. September 2005 das «Interdiözesane Einführungsjahr für Priesteramtskandidaten» mit Sitz in St. Luzi Chur errichtet. Die Diözesanbischöfe von Lausanne-Genf-Fribourg und Sitten können sich für ihre deutschsprachigen Priesteramtskandidaten dem Einführungsjahr in Chur anschliessen. Das Einführungsjahr hat zum Ziel, im Sinne des Nachsynodalen Apostolischen Schreibens «Pastores dabo vobis» aus dem Jahre 1992 Priesteramtskandidaten vor dem Eintritt ins Priesterseminar eine «menschliche, christliche, intellektuelle und geistliche Vorbereitungsphase» (vgl. Nr. 62) zu ermöglichen. Es dient gemäss «Rahmenordnung für die Ausbildung zum Dienst als Priester in der Schweiz» aus dem Jahre 2000 «einer klareren Entscheidungsfindung bezüglich der Berufung» (vgl. Nr. 9). Für die französischsprachige Schweiz haben die Bischöfe der Romandie schon in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts das «Année de Discernement» in Givisiez/Fribourg errichtet. Alle österreichischen Diözesen schicken ihre Priesteramtskandidaten für ein Jahr ins Propädeutikum nach Horn bei Wien. Deutschland kennt verschiedene Modelle der Einführung der Priesteramtskandidaten vor dem Beginn des Theologiestudiums. Von der Zusammenarbeit auf deutschschweizerischer Ebene dürfen wir nicht zuletzt auch hinsichtlich der Werbung für den Priesterberuf neue Impulse erwarten.

Noch stehen wir im Jahr der Priesterberufungen. Als Priesterseminar haben wir dazu das Tonbild «Priester werden. Aus Liebe zu Gott und den Menschen» bereitgestellt. Es kann nach wie vor bestellt werden bei: TAU-AV Produktion, Mürgstr. 20, 6370 Stans. Seminaristen waren verschiedentlich in Pfarreien eingeladen, im Rahmen eines Gottesdienstes oder einer Pfarreiversammlung den Priesterberuf vorzustellen und ein persönliches Zeugnis ihrer Berufung zu geben. Am Ende des Jahres der Priesterberufungen ist auch Bilanz zu ziehen. Eine Schlussfolgerung ist gewiss die, dass es an der Zeit ist, das Zögern oder gar das Moratorium in der Werbung für den Priesterberuf aufzugeben.

Als zweites Ereignis möchte ich den Wechsel im Amt des Spirituals am Priesterseminar nennen. Auf Ende Wintersemester 2004/2005 hat Ernst Spichtig, Honorarprofessor der THC, seine Aufgabe als Spiritual am Priesterseminar altershalber beendet. Ernst Spichtig hat die Spiritualenaufgabe während vier Jahren mit Feingefühl und Umsicht ausgeübt. Ernst Spichtig war als Spiritual ganz da, hatte ein «hörendes Herz» und ist so auch verstanden worden. Gerne gingen die Seminaristen zu seinen «Geistlichen Impulsen». Unvergessen bleiben seine Exkursionen an Stätten der Kunst und Kultur. Dafür darf ich Ernst Spichtig im Namen des Priesterseminars wie auch der Theol. Hochschule von Herzen danken und ihm für seinen weiteren Weg Wohlergehen und Gottes Segen wünschen. Die Nachfolge von Ernst Spichtig hat auf das Sommersemester 2005 Br. Albert Schmucki OFM übernommen. Br. Albert kennt St. Luzi schon aus seiner Studentenzeit in den achtziger Jahren. Heute gehört er der Gemeinschaft der Franziskaner in Zürich an und ist auch ihr Guardian. Br. Albert Schmucki ist engagiert und mit Freude Spiritual und bringt franziskanischen Geist ins Haus. Im Priesterseminar sind wir glücklich, dass die Stelle des Spirituals so rasch und gut wieder besetzt werden konnte.

Spirituale
Albert Schmucki und Ernst Spichtig

Zum Schluss danke ich unserem Diözesanbischof Amédée Grab für alles Wohlwollen und alle Unterstützung, die Priesterseminar und Hochschule jederzeit von ihm entgegennehmen dürfen. Mein Dank geht auch an den Verwalter Werner Derungs, der mit Umbau und Sanierung der Gebäulichkeiten ein gerütteltes Mass an Mehrarbeit auf sich nimmt. Ich danke allen in der Seelsorge Tätigen, den Pfarreien, den Kirchgemeinden, Klöstern und Privatpersonen für die finanzielle Unterstützung wie auch für die Verbundenheit im Gebet. Im Namen der Professoren, der Hausangestellten und der Studierenden grüsse ich Sie aus St. Luzi und wünsche Ihnen allen gesegnete Advents- und Weihnachtstage und Gottes Segen für das neue Jahr 2006. Wie immer erlauben wir uns, zur Deckung der Druckkosten der Grüsse aus St. Luzi einen Einzahlungsschein beizulegen, und danken für jeden Beitrag.

Josef Annen, Regens

Rückblick auf das Studienjahr 2004/2005

Als Seminar-Chronist des vergangenen Jahres ist es meine Aufgabe, zum Schluss des Sommersemesters 2005 einen kurzen Jahresrückblick zu verfassen, um Ihnen, liebe Leser/innen, einen kleinen Einblick in das Leben am Priesterseminar St. Luzi und an der Theologischen Hochschule Chur zu geben. Damit Sie sich schnell einen Überblick verschaffen können, werde ich einige wichtige Punkte aus dem Programm der letzten beiden Semester ansprechen. Ich wünsche Ihnen eine angenehme Reise durch das vergangene Jahr.

4.–7. Oktober 2004: Einführungstage
Das neue Studienjahr beginnt mit den Einführungstagen für alle Studienanfänger/innen des Bistums Chur. Ebenso können sich die neuen Teilnehmer des Einführungsjahres 04/05 in den Seminaralltag einleben. Die Einführungstage stehen unter der Leitung von Stefan Staubli und den Mentoren Petra und Thomas Leist.

8./9. Oktober: JUWA Einsiedeln
Die Teilnehmer des Einführungsjahres nehmen gemeinsam an der diesjährigen JUWA, der «jungen Wallfahrt» nach Einsiedeln teil, wo nebst dem eindrücklichen Gottesdienst in der Klosterkirche verschiedene Ateliers besucht werden können.

11. Oktober: Der erste gemeinsame Abend
Nachdem nun alle Seminaristen, die «alten» wie die «neuen», im Seminar eingetroffen und alle neuen Studenten heute in das Studium an der THC eingeführt worden sind, treffen sich am Abend beinahe alle Studenten und Professoren zu einer Kennenlernrunde in der Aula und anschliessendem gemütlichen Beisammensein im Clubraum.

12. Oktober: Eröffnung des Studienjahres
Mit einem feierlichen Gottesdienst eröffnet Bischof Amédée Grab, Grosskanzler der THC, das neue Studienjahr. Am Nachmittag geniessen wir das angenehme Wetter auf einer gemeinsamen Wanderung entlang der Rheinschlucht von Valendas nach Versam.

16./17. Oktober: Recollectio mit Exkursion
Unter dem Motto «Geformte Spiritualität» führt uns unser Spiritual Ernst Spichtig zur Kirche St. Remigius und zur Sonnenkultstätte am Muota-Hügel in Falera.

6./7. November: Seminarwochenende
Mit Regens Josef Annen lesen wir ausgewählte Texte aus jüngeren lehramtlichen Schreiben zum Dienst und Leben des Priesters.

Seminarausflug ins Misox

8. November: Inaugurationsfeier
Die offizielle feierliche Eröffnung des Studienjahres geschieht im Rahmen der Inaugurationsfeier. Weihbischof Prof. Dr. Peter Henrici spricht über das Thema: «Um was ging es in der Modernismuskrise wirklich?»

20. November: Priesterweihe in Horgen
Da die Churer Kathedrale wegen einer umfassenden Sanierung geschlossen ist, erhalten heute die vier Kandidaten Jaroslaw Jan Jakus, Marius Kaiser, Bruno Rüttimann und Urs Zihlmann das Sakrament der Priesterweihe durch Bischof Amédée Grab in der Pfarrkirche von Horgen. Wir Seminaristen wirken an der grossen Liturgie als Ministranten mit.

28. November: Adventsvigil
Den Einstieg in die Adventszeit feiern wir wie jedes Jahr im Rahmen einer Vigil in der lediglich mit Kerzen beleuchteten Seminarkirche. Regens Josef Annen hält Impulse zu den O-Antiphonen, die von der Seminar-Schola in lateinischer Sprache vorgetragen werden. Eine vorweihnachtliche, besinnliche Andacht.

2. Dezember: St. Luzius-Tag
Den Tag des Seminarkirchenpatrons beginnen wir mit der Laudes in der Ringkrypta bei der Confessio. Nach dem anschliessenden festlichen Gottesdienst in der Seminarkirche startet eine Gruppe von fitten Seminaristen eine Mini-Wallfahrt zu der St. Luzi-Kapelle oberhalb des Seminars. Der Nachmittag ist gefüllt mit biblischen Gesängen des Ensembles «Entzücklika» in der Aula.

6. Dezember: Samichlaus-Abend
Den Abend des Gedenktages des heiligen Bischofs Niklaus von Myra verbringen wir bei gemütlichem Beisammensein in unserem Speisesaal. Auch der traditionelle Besuch des «Samichlaus» und des «Schmutzli» fehlt nicht. Einmal mehr kommt die nackte Wahrheit aus dem weisen Mund des Samichlaus vor aller Ohren auf den Tisch ...

17.–22. Dezember: Jahresexerzitien
Die diesjährigen Schweigeexerzitien finden im Priesterseminar statt. Sie werden geleitet von Pfarrer Reto Müller. Diese besinnlichen Tage verbringen wir in gemeinsamem Feiern der Eucharistie, mit Stundengebet, Anbetung und persönlichem Reflektieren. Von Reto Müller erhalten wir zweimal täglich wertvolle Impulse zum Thema: «Wir müssen leben, was wir glauben, damit wir nicht glauben, was wir leben». So sind wir nun bereit für die bevorstehenden Festtage und die Weihnachtsferien bis zum 8. Januar 2005.

8./9. Januar 2005: Studierendentreffen
An diesem Wochenende treffen sich jeweils sämtliche Studenten/innen des Bistums Chur in St. Luzi. Das diesjährige Treffen steht unter dem Motto der Jahre der geistlichen Berufungen «Gott und den Menschen nah». Dazu hören wir nach einer «biblischen Vergewisserung» Zeugnisse von Professoren und Studierenden, welche zu anschliessenden Gesprächen einladen. Nach dem Abendgebet und dem Essen halten wir in der Kirche nochmals inne für eine Besinnung mit Text und Musik zum Thema. Nach der Eucharistiefeier am Sonntag mit Bischof Amédée Grab finden wie immer in der Aula die Wahlen in die Diözesanräte statt. Nach einigen Informationen zur THC von Rektor Franz Annen und Prorektorin Eva-Maria Faber bietet sich schliesslich noch Gelegenheit zum Gespräch mit Bischof Amédée Grab.

19. Januar:
Lektoren- und Akolythenbeauftragung
Im feierlichen Mittwochabendgottesdienst in der Seminarkirche erhalten die Seminaristen Beat Auer, Theo Füglistaller und Markus Dettling von Bischof Amédée Grab die Beauftragung zum Lektor und zum Akolythen.

12. März: Priesterweihe
Während der Semesterferien empfängt Daniel Birrer am Samstagnachmittag durch Bischof Amédée Grab in der Seminarkirche das Sakrament der Priesterweihe. Auch hier wirken einige Seminaristen bei der Gestaltung des Gottesdienstes als Ministranten mit.

Besuch des Nuntius

2./3. April 2005: Recollectio
Das erste Wochenende des Sommersemesters gestaltet mit uns der neue Spiritual Albert Schmucki zum Thema «Vertiefung der Christusbeziehung».

7. April:
Verabschiedung von Spiritual Spichtig
Wir verabschieden beim festlichen Mittagessen Spiritual Ernst Spichtig – ein Mensch, der das Menschwerden lebt, der die Güte in sich wachsen lässt. Begleitet von Gesängen der Seminarschola gibt er sein Amt beim Anstossen mit dem bischöflichen Wein an seinen Nachfolger Br. Albert Schmucki OFM weiter.

12. April: Fernsehauftritt
Im Seminar herrscht Aufregung und Nervosität. Anlässlich des Todes von Papst Johannes Paul II. hat das Schweizer Fernsehen angekündigt, einige Interviews mit jungen Seminaristen drehen zu wollen. Nach anfänglicher Unklarheit, wer nun vor die Kamera treten soll, lässt sich das Resultat am Abend im gefüllten Fernsehzimmer doch sehen.

5. Mai: Seminarausflug
Zum heutigen Fest von Christi Himmelfahrt steht ein Ausflug in den italienischsprachigen Teil unseres Bistums auf dem Programm. Die Reise führt uns über den San Bernardino nach Mesocco, wo wir das Karl Borromäus-Haus besichtigten. In Santa Maria Calanca besuchen wir die herrliche Wallfahrtskirche. Nach dem Salve Regina finden wir uns zum «wohlverdienten» Mittagessen in einem Restaurant nahe der Kirche zusammen. Am Nachmittag geht es ins Val Calanca. In Arvigo besteigen wir die Seilbahn, die uns nach Braggio bringt. In der kleinen, hell bemalten Kirche feiern wir mit ein paar Einheimischen den Sonntagsgottesdienst.

21./22. Mai:
Recollectio zum Jahr der Priesterberufungen
Unter dem Thema «Beispiele tragender Beziehungen in der priesterlichen Lebensform» erzählen jüngere und ältere Priester aus ihrem Leben.

28. Mai: Diakonenweihe
Den Weihekandidaten Otmar Bischof, Martin Rohrer und Oskar Planzer, die zur Zeit den Pastoralkurs absolvieren, wird durch Bischof Amédée Grab in der Seminarkirche die Diakonenweihe gespendet.

1. Juni: Admissio-Feier
Die drei Seminaristen Axel Landwehr, Stefan Loppacher und Patrick Lier werden in dieser Feier von Bischof Amédée Grab offiziell unter die Weihekandidaten aufgenommen.

3. Juni: Besuch des Nuntius
Erzbischof Francesco Canalini, der Nuntius für die Schweiz und Liechtenstein, besucht heute das Priesterseminar St. Luzi und die THC. Wir feiern dieses Treffen im Rahmen eines Apéros in unserem schönen Speisesaal, während der Regens Josef Annen und der Rektor der Hochschule, Franz Annen, die Begrüssungsreden halten.

5. Juni: Besuchstag
Der Besuchstag an diesem prächtigen, sonnigen Sommertag ist ein wahrer Erfolg. Die Angehörigen der Seminaristen und der Teilnehmer des Einführungsjahres besammeln sich am Vormittag zum gemeinsamen Gottesdienst in der Seminarkirche. Danach werden wir alle von unserem Küchenteam mit perfekt gegrilltem Fleisch und köstlich frischen Salaten verwöhnt.

15. Juni: Feier der Priesterjubilare
Wie jedes Jahr beglückwünschen wir auch heuer die Priester unserer Diözese, die in diesem Jahr ein rundes Priesterjubiläum feiern. Dazu wurden alle Jubilare zu einer grossen Eucharistiefeier in der Seminarkirche eingeladen. Während dem üppigen

Besuchstag

Mittagessen ist schliesslich auch genügend Raum für Gratulationen und Erzählungen von Geschichten aus alter Zeit...

8. Juli: Abschlussabend
Endlich ist es soweit. Das Studienjahr 04/05 geht zu Ende, die grossen Sommerferien beginnen. Grund genug, Gott für alles Erlebte in einem feierlichen Gottesdienst zu danken. Danach werden den erfolgreichen Prüflingen im Clubraum beim Apéro von Rektor Franz Annen die Vordiplome, Diplome und Lizentiatsurkunden überreicht. Auch Stefan Staubli überreicht den Teilnehmern des Einführungsjahres die Abschlusszeugnisse für die bestandenen Griechischprüfungen. Nach allen Dankesreden begeben wir uns zu der reich gedeckten Tafel, wo uns ein köstliches Essen erwartet und wo wir bei unterhaltsamen Beiträgen von Seiten der Studenten und bei einem feinen Tropfen Wein das vergangene Jahr ausklingen lassen.

Der Chronist:
Andreas Berlinger

Mentoring heisst Begleitung

Das Mentorat blickt 2004/2005 auf ein gutes Jahr zurück.

Mit den Studierenden an der THC konnte ein weiteres Jahr im Studium und letztlich der Berufsvorbereitung gegangen werden. In zwei Einkehrtagen vor Weihnachten und zum Abschluss des akademischen Jahres wurden Themen des Glaubens spirituell betrachtet und vertieft.

Wichtig war, neben den akademischen Gedanken die eigene Spiritualität wachsen zu lassen, denn dieser Prozess ist ja nie abgeschlossen. Auch wurde deutlich, dass die eigene Berufung kein einmaliges Angerufenwerden ist, sondern ein tagtäglich neues Hören verlangt. Dieses Hören galt und gilt es zu schulen.

Ausserdem konnte im vergangenen Jahr ein Begegnungstag mit allen studierenden Laientheologen und -theologinnen, Religionspädagogen wie Religionspädagoginnen des Bistums durchgeführt werden. Unter dem Titel «Als Laie in der Kirche» wurden Aspekte der spezifischen Berufung dieser Berufsgruppen diskutiert. Hierbei ging es nicht zuletzt auch um praktische Fragen des Lebens in Kirche und Familie.

Mit dem Pastoralkurs 2004/2005 hat das Bistum neun neue Mitarbeiter und eine Mitarbeiterin in seinen Dienst nehmen dürfen. Die Teilnehmenden waren im Alter von 32 bis 60, was einmal mehr gezeigt hat, dass Berufungen im ganzen Leben erfolgen können. Trotz der unterschiedlichen Ausgangssituationen hat sich eine ausgesprochen harmonische Kursgemeinschaft zusammengefunden. Die Themen des Kurses konnten so in einer offenen Atmosphäre und bereichert durch eigene Erfahrungen diskutiert werden.

Auch waren die Begleitungen in den Pfarreien, wo sie stattfinden konnten, positiv erfahren worden. Die Wichtigkeit dieser Begleitung darf nicht unterschätzt werden. Denen, die Zeit und Energie aufgewandt haben, ist auch an dieser Stelle dafür zu danken. Weil diese Hilfe im Alltag so bedeutsam ist, muss auch in Zukunft darauf geachtet werden, dass die Pastoralkursabsolventinnen und -absolventen eine gute Begleitung am Ort finden.

Mit den an anderen Orten für das Bistum Studierenden war die Begegnung nicht beschränkt auf die Einführungswoche, den Studientag im Januar oder den Begegnungstag, sondern auch bei Besuchen in Luzern und Freiburg und in dem einen oder anderen Einzelgespräch konnte der Kontakt vertieft werden. Einmal mehr wurde deutlich, wie das Mentorat begleiten kann: Es geht neben den spirituellen Angeboten und der Vernetzung nicht darum, einen vorgezeichneten Weg möglichst klar abzustecken, sondern auf die vielfältigen Lebenssituationen der Studierenden einzugehen. Wie kann ich neben der Familie studieren? Wie die Partnerschaft im Studium nicht zu kurz kommen lassen? Wie meinen eigenen Lebensentwurf an die kirchlichen Rahmen anpassen? Diese und ähnliche Fragen sind es, die eher Begleitung als vorgefertigte Antworten suchen. Diese Fragen sind es auch, die die Arbeit im Mentorat immer wieder interessant und neu sein lässt. Wir freuen uns in diesem Sinne auf das kommende Jahr.

Thomas und Petra Leist

Besinnungstag in Quarten

Die THC – Bericht von einer Baustelle

Während ich diese Zeilen für die «Grüsse aus St. Luzi» schreibe, dröhnen Hämmer und Pressluftbohrer durch unsere Gänge. Seit anfangs Juli ist St. Luzi eine Baustelle. Die Bewohner suchen ihren Weg durch Staubwolken hindurch und an Mauertrümmern und frisch zementierten Wänden vorbei. Es ist nicht ganz einfach, monate- und jahrelang (die Umbauten dauern noch bis zum Herbst 2007) auf einer Baustelle zu leben. Lärm und Staub sind weder dem Studium noch der Erholung sehr förderlich. Aber die Freude auf das, was im Entstehen ist, hilft über das Ungemach hinweg. Vom momentanen Umbau wird die THC sehr profitieren. Er wird einem zeitgemässen Studienbetrieb sehr förderlich sein. Der neue Zugang in der Mitte des Gebäudes wird es den Besuchern von Vorträgen und Vorlesungen erlauben, die Hörsäle ohne einen ortskundigen «Guide» zu finden. Die Bibliothek wird nicht mehr auf vier Räume und verschiedene Wandschränke im ganzen Haus verteilt sein. Zusätzliche Hörsäle, Sitzungszimmer und Professorenbüros werden helfen, räumliche Engpässe zu vermeiden. Die Vorlesungen der THC und des Pastoralinstituts, der Pastoralkurs, das Einführungsjahr und Fortbildungskurse, die oft gleichzeitig stattfinden, werden sich so weniger in die Quere kommen. Das von der Ausbildungskommission 1999–2000 erarbeitete Ausbildungskonzept hat dem Priesterseminar und der THC ja verschiedene neue Aufgaben zugeteilt. Die Umbauten schaffen nun die räumlichen Voraussetzungen, diese Aufgaben zu erfüllen.

Wie die Räumlichkeiten ist auch die THC selbst seit dem Beschluss des Bischofsrates, sie neu aufzubauen, eine Baustelle und wird es noch längere Zeit bleiben. Dieses Schicksal teilt sie momentan übrigens mit den meisten Ausbildungsinstitutionen unseres Landes. Auch diese Art von Umbau bringt manchmal «Lärm» und «Staub» mit sich und belastet den Ablauf des Studienbetriebs. Aber die Freude zu sehen, dass der Neuaufbau trotz mancher Rückschläge und Schwierigkeiten bereits erfreuliche Fortschritte gemacht hat, und die Hoffnung, dass es auch weiterhin vorwärts geht, überwiegt das Ungemach bei weitem. Im Folgenden möchte ich kurz darüber orientieren, was im vergangenen Jahr auf der Baustelle THC geschehen ist und welche Bauarbeiten unmittelbar bevorstehen.

Nachdem im Sommer 2004 die beiden neuen Professoren für Pastoraltheologie (Dr. Manfred Belok) und für Religionspädagogik (Dr. Ulrich Kropač) ihre Lehrtätigkeit an der THC aufnahmen und mit Prof. Dr. Eva-Maria Faber zusammen die Leitung des Pastoralinstituts übernahmen, konnte im Herbst 2004 das Nachdiplomstudium starten, leider zunächst nur mit vier Studierenden. Es zeigt sich, dass es eine sorgfältige Planung braucht, die Erfordernisse dieses Studiums mit der Tätigkeit in der Seelsorge unter einen Hut zu bringen. Die Leitung des Pastoralinstituts versucht, dies auf der organisatorischen Ebene nach Möglichkeit zu erleichtern und hofft, dass sich nach und nach mehr Seelsorgerinnen und Seelsorger dafür frei machen können, um sich nochmals eine Phase gründlicher Reflexion zu leisten und ihre Kompetenz im pastoraltheologischen oder religionspädagogischen Bereich zu vertiefen.

Eine weitere Aufwertung steht der THC, nicht zuletzt auch ihrem Pastoralinstitut, durch die Berufung eines Professors oder einer Professorin für Liturgiewissenschaft bevor. Im Herbst 2004 konnte mit der Theologischen Fakultät Luzern ein Abkommen für eine gemeinsame Professur getroffen werden. Der Inhaber bzw. die Inhaberin der Professur soll zu 75% in Chur und zu 25% in Luzern lehren. Die Geldknappheit zwingt nicht nur kirchliche, sondern auch staatliche Hochschulen dazu, vermehrt die Zusammenarbeit zu suchen. Die Berufungsverhandlungen zusammen mit Luzern verliefen in sehr gutem Einvernehmen und sind so weit gediehen, dass zu diesem Zeitpunkt (Beginn des Studienjahres) nur noch das «Nihil obstat» der römischen «Kongregation für das Katholische Bildungswesen» aussteht. Es ist somit zu erwarten, dass die zu ernennende Person im Sommersemester 2006 ihre Lehrtätigkeit in Chur und Luzern aufnehmen kann.

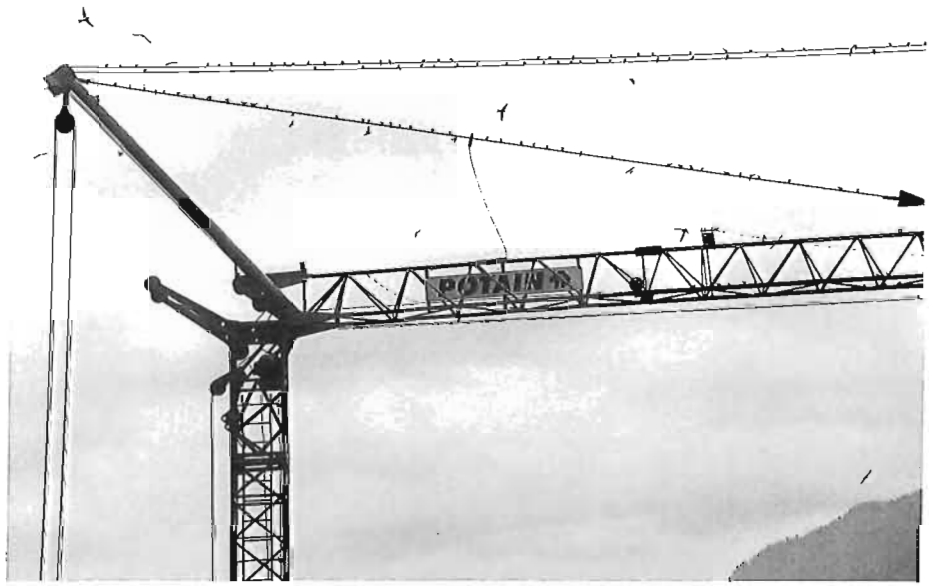
In den letzten Jahren übernahm P. Walter Wiesli, seit vielen Jahren sehr geschätzter Dozent für Kirchenmusik an der THC, als Lehrstuhlvertreter die Liturgiewissenschaft. Er nimmt diese Aufgabe sehr kompetent, engagiert und kooperativ wahr. Er ist bereit, es weiter zu tun, bis der neue Professor bzw. die neue Professorin ihre Tätigkeit aufnehmen kann. Für seinen grossen Einsatz verdient P. Wiesli einen ganz herzlichen Dank. Es war auch für die THC eine grosse Freude, als ihm anlässlich des Dies Academicus der Universität Luzern am 11. November 2004 von der Theologischen Fakultät der Ehrendoktor in Theologie verliehen wurde. Die THC ehrte ihn am 18. November mit einer kleinen Feier.

Im übrigen hat im vergangenen Studienjahr vor allem die Akkreditierung der THC als «private universitäre Institution» durch das «Organ für Akkreditierung und Qualitätssicherung» (OAQ) die Verantwortlichen der Hochschule in Trab gehalten. Mit dem Gesuch um die Akkreditierung, das die THC am 16. September 2004 einreichte, wurde ein Verfahren in Gang gesetzt, das angesichts unserer kleinen Hochschule recht aufwendig ist, ihr aber den Platz in der schweizerischen und internationalen Hochschullandschaft sichern hilft. Zunächst war anhand eines genauen Rasters ein ausführlicher Selbstbeurteilungs-Bericht zu verfassen. Am 23.–24. Mai 2005 nahm dann ein internationales Expertenteam, bestehend aus vier deutschen und österreichischen Professoren, die THC unter die Lupe und befragte verschiedene Gruppierungen der Hochschulgemeinschaft und ihres Umfeldes. Die Ex-

perten kamen erfreulicherweise zum Schluss, die Akkreditierung der THC zu empfehlen. So ist zu erwarten, dass die zuständige «Schweizerische Universitätskonferenz» (SUK), bestehend aus den Erziehungsdirektoren der Universitätskantone, an ihrer Sitzung vom 1. Dezember 2005 die Akkreditierung der THC beschliessen wird.

Der Akkreditierungsbericht des OAQ wird aufzeigen, wo die THC im Vergleich mit den universitären Fakultäten des In- und Auslandes steht, wo ihre Stärken und wo ihre Schwächen sind. Das wird wichtige Referenzpunkte für den weiteren Aufbau liefern: Die festgestellten Stärken müssen weiter konsolidiert, die Schwächen möglichst eliminiert werden. Dabei soll aber nicht eine Gleichschaltung angestrebt, sondern vielmehr das eigene Profil der THC geschärft werden – in ständiger Berücksichtigung der Bedürfnisse der Kirche in unserem Bistum und in der deutschen Schweiz, aber auch des akademischen Umfeldes.

Als nächste aufwendige Bauetappe erwartet uns nun der Einstieg der THC in den sog. Bologna-Prozess, dem sich im Hinblick auf die kirchlichen Fakultäten auch die «Kongregation für das Katholische Bildungswesen» durch einen Vertrag angeschlossen hat. Dabei handelt es sich um eine gesamteuropäische Grundstruktur der Hochschulstudien, die den Austausch un-



ter den Universitäten auf der Ebene der Professoren wie der Studierenden erleichtern soll. Die Studiengänge (drei plus zwei Jahre), die Benennung der Abschlüsse (Bachelor und Master) wie auch die Bewertung der Studienleistungen (ECTS-Punkte) sollen vereinheitlicht werden. Das wird der THC in nächster Zeit viel Arbeit bescheren. Momentan entsteht in Zusammenarbeit einer Kommission der Schweizer Bischofskonferenz mit den Theologischen Fakultäten ein Rahmen-Reglement für die Umgestaltung der Studienordnungen, das sowohl dem Bologna-Prozess wie auch den Anforderungen für den kirchlichen Dienst in der Schweiz entspricht.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass die Gesamtzahl der Studierenden zu Beginn des Studienjahrs 2005–2006 etwa gleich hoch wie im Vorjahr um diese Zeit ist. Es sind 45 eingeschriebene Studierende (d. h. ohne Einführungsjahr, Pastoraljahr und Gasthörer). 2 Studentinnen und 6 Studenten beginnen das Studium im ersten Semester, andere steigen in höhere Semester oder als LizentiandInnen bzw. Doktoranden ein.

Ich möchte an dieser Stelle allen danken, die hier an der THC Mitverantwortung tragen und einen grossherzigen Arbeitseinsatz leisten, wie auch den vielen, die uns in der Bistumsleitung und im ganzen Bistum und darüber hinaus mittragen – finanziell, durch Rat und Tat, durch ihr Wohlwollen und ihr Gebet.

Wer sich über die Situation und die Tätigkeit der THC eingehender informieren möchte, kann den Jahresbericht der THC 2004–2005 beim Sekretariat anfordern oder ihn im Internet unter www.THChur.ch finden.

Franz Annen

Vorschau

SYRIEN
(mit Byblos und Baalbeck)
Land zwischen Orient und Okzident

Studien- und Entdeckungsreise
22. September bis 1. Oktober 2006

Ziel unserer Reise ist Syrien, ein Land mit einer wechselvollen Geschichte, ergänzt mit einem Besuch der antiken Stätten Byblos und Baalbeck im Libanon. Der Orient ist der Nährboden, auf dem das Alte Testament in der Auseinandersetzung und Beeinflussung von den bipolaren Energien Ägyptens und Mesopotamiens entstanden ist.

Vor Ort gesammelte Kenntnisse des Alten Testaments und des Islam sind für Studierende wesentliche Voraussetzungen für ein umfassendes Studium. Vertraut werden mit der Geschichte und Kultur des alten Orients, des Alten Testaments, aber auch mit dem heutigen Nahen Osten, dem Dialog mit dem Islam sind eine Herausforderung und ein Gebot der Stunde.

Um auch finanziell schwächeren Studierenden diese Reise zu ermöglichen, haben wir uns entschlossen, diese Reise mit einem Sponsoring zu verbinden. Unsere Idee ist, dass Sie, sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde, die Gelegenheit haben, Studierende mit einem Beitrag zu unterstützen. Diese Zahlungen erfolgen über die steuerbefreite Stiftung «Freunde der Theologischen Hochschule Chur», von der Sie dann auch eine entsprechende Spendenquittung für Ihre nächste Steuerveranlagung erhalten.

Ergänzend zu dieser Reise wird der Lehrstuhl für Alttestamentliche Wissenschaften unter der Leitung von Prof. Dr. Michael Fieger im Sommersemester 2006 ein Seminar anbieten, an dem auch die zu besuchenden Reiseziele besprochen und ihre Bedeutung analysiert werden. Für Studierende, die an der Reise teilnehmen wollen, ist die Teilnahme am Seminar obligatorisch. Auch Sie, liebe Freunde, Gönner und Reiseteilnehmer, sind herzlich dazu eingeladen.

Studierende erarbeiten zudem ein spezifisches Thema zur Reise, das sie in Form eines Referats an Ort und Stelle den Teilnehmenden vortragen dürfen.

Michael Fieger

Interessentenmeldung und Auskünfte:
TRACO Travel Consulting AG
Bachtelstrasse 34
CH-8200 Schaffhausen
Telefon: 0041 52 - 624 43 85
Fax: 0041 52 - 624 43 34
e-mail: traco@schaffhausen.ch

TAGUNG

für Priester, Diakone und Pastorale MitarbeiterInnen
am 16./17. Mai 2006 im Schweizer Jugend- und Bildungszentrum Einsiedeln

Begleitung von Menschen
in Lebenskrisen

Humanwissenschaftliche und pastoralpsychologische Ansätze in der seelsorglichen Gesprächsführung

Dienstag, 16. Mai 2006

15.00 Uhr	Eintreffen der TeilnehmerInnen und Stehkaffee
15.30 Uhr	Begrüssung, Hinführung zum Thema und Überblick über den Tagungsablauf *Prof. Dr. Manfred Belok /* *Prof. Dr. Ulrich Kropač, Pastoralinstitut der THC*
16.00 Uhr	**Menschen in Lebenskrisen** Einstieg über ausgewählte Filmausschnitte *Spiritual Dipl.-Psych. Albert Schmucki ofm, Chur*
16.30 Uhr	Gespräch und Austausch über die Filmausschnitte in Kleingruppen
18.15 Uhr	Abendessen und Tagesausklang

Mittwoch, 17. Mai 2006

07.45 Uhr	Morgenlob anschliessend Frühstück
09.00 Uhr	**Menschen in Lebenskrisen** – Wahrnehmungen, Aufgabenstellungen und Möglichkeiten aus pastoralpsychologischer Sicht – *Prof. Dr. Isidor Baumgartner, Passau*
10.15 Uhr	**Zwei Theorie-Ansätze in der Krisenintervention** (jeweils 45 Min.-Vorträge mit Rückfragemöglichkeit) (1) Logotherapeutischer Ansatz *(Dr. Giosch Albrecht, Chur)* (2) Tiefenpsychologischer Ansatz *(Hans Ziegler, Psychotherapeut SPV, Schlieren)*
12.15 Uhr	Mittagessen und Mittagspause
14.00 Uhr	**Workshops zu Fallbeispielen** (1) Logotherapeutischer Ansatz *(Dr. Giosch Albrecht)* (2) Tiefenpsychologischer Ansatz *(Hans Ziegler, Psychotherapeut SPV)* (3) Person-zentrierter Ansatz *(Prof. Dr. Isidor Baumgartner)*
16.15 Uhr	Pause
16.30 Uhr	Offenes Forum und Schlussreflexion
17.00 Uhr	Ende der Tagung

Publikationen

1. Schriftenreihe der THC

Andreas-Pazifikus Alkofer (Hrsg.), Suche Glück! – Aber jage ihm nach? Philosophische und theologische Spuren eines grundlegenden Handlungsmotivs (= Schriftenreihe der Theologischen Hochschule Chur 5) (Freiburg i. Ü. 2004) 204 S., CHF 38.–. ISBN 3-7278-1502-7.

Glück hat viele Facetten und viele Gelegenheiten. Es stellt sich ein – wohl vorbereitet und zufallend. Es setzt Kräfte frei – und bindet sie. Die Suche nach Glück ist so tief menschlich und verständlich wie die Jagd nach dem Glück sehr leicht umschlagen und inhuman werden kann. Der Titel dieses Bandes zielt diese Ambivalenz an. Er variiert dabei mit Absicht ein Psalmwort: «Suche Frieden und jage ihm nach!» (Ps 34,15). Dass dem genau an *der* Stelle die Formulierung eines ethischen Prinzips («Meide das Böse, und tu' das Gute») unmittelbar vorangeht, fällt auf, ist aber kaum ein Zufall. Es gibt im Blick auf den Frieden wie auf das Glück zu denken . . .

Der vorliegende Band versammelt die Sommervorträge 2004 an der Theologischen Hochschule Chur. Die Beiträge suchen mitten in der Verwobenheit von Glücks- und Unglückserfahrungen Spuren auszulegen und Breschen zu schlagen für einen differenzierten Umgang mit der Leitvokabel «Glück». Dabei rückt ein Thema in den Mittelpunkt, das offenkundig derzeit Konjunktur hat.

Annemarie Pieper, bis 2001 Professorin für Philosophie in Basel, gibt dabei auf bewährte Weise und sachkundig eine erste Horizontbeschreibung. Es geht dem Beitrag um einen weiten Bogen der philosophischen Beschäftigung mit dem Thema «Glück» seit Aristoteles. Glück, so erscheint es, ist etwas durch und durch Menschliches. Es stellt sich nicht von selber ein, vielmehr müssen wir selber für gute Bedingungen sorgen, um dem Glück eine Chance zu geben.

Der Alttestamentler Hans Schwegler aus Glattbrugg lenkt den Blick auf einen anderen Traditionsstrang, in dem das Thema «Glück» von Bedeutung ist: das Alte oder Erste Testament entwickelt den thematischen Faden in theologischer Sicht. Glück ist hier kein Modus des Habens, sondern ein Modus gegenwärtigen Erlebens. Glück wird erst zu «unserem Glück», wenn wir es sehen und erleben können. Der dem Menschen zukommende Anteil ist die Erfahrung der Freude und nicht die Anhäufung von Besitz. Solches Erfahren und Erleben von Glück ist von Gott ermöglicht. Gott ist also nicht nur Geber der Gaben, sondern ebenso derjenige, der das Geniessen dieser Gaben auch noch ermöglicht.

Matthias Loretan, Theologe und Medienexperte, führt dann in einen Bereich ein, der so alltäglich wie bildgebend ist und damit handlungsmotivierend wirken kann: das Glück in der Mediengesellschaft. Loretan sucht eine theologische Kritik der Medienreligionen. Bildgebende Verfahren, medial vermittelte leitbildgebende Verfahren haben Einfluss und Bedeutung, müssen aber auch immer wieder in Frage gestellt werden. An ausgewählten Beispielen werden Fragen entwickelt: Welchen Beitrag kann die Kirche leisten, damit Menschen

in der Mediengesellschaft glücklich werden? Wie kann sie sich in die medialen Glücksdiskurse einmischen, um ihr Evangelium vom Glück mit Gott und den Menschen zu kommunizieren, die gute Nachricht also zu verkünden und in der Mediengesellschaft Wirklichkeit werden zu lassen?

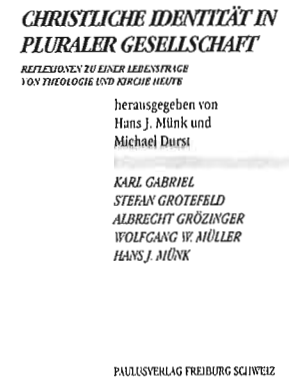
Knut Wenzel, Privatdozent für Dogmatik und Dogmengeschichte in Regensburg, öffnet ein weiteres Fenster und bietet dabei einen Blick auf Literatur und populäre Musik – im Ansatz ein folgerichtiger Mediendiskurs. Wenzel startet seine «tour d'horizon» von einem Ausgangspunkt aus, den es braucht, um sich von ihm weg zu bewegen, um Darstellungs- und Erfahrungsweisen mit Lebensweisen zu korrelieren: Glück ist die Erfüllung eines Lebens, also die Verwirklichung dieses Lebens in Fülle; Glück ist die Erfüllung des Lebens in dessen beiden Zeitdimensionen der zeitlichen Dauer und des Augenblicks; Glück muss eine Verbindung zur Selbsttätigkeit des Menschen haben, ist also Erfüllung des Lebens als von den Menschen selbst Hervorgebrachtes, und es ist zugleich dennoch nicht einfachhin auf (Glücks)Leistungen rückführbar, sondern hat etwas den Menschen Zu-Kommendes, sich bei ihnen Einstellendes, sich ihnen Beigesellendes.

Simon Peng-Keller, Assistent und Habilitand am Lehrstuhl für Fundamentaltheologie und ökumenische Theologie in Freiburg i. Ue. und Dozent an der THC, widmet sich einer Thematik, die sich im Bereich der spirituellen Theologie ansiedelt: Glück als Vorschein, als Vorglanz der Wirklichkeit Gottes. Als Christ kann man schwerlich vom Glück reden, ohne von je meiner Freude an Gott und seiner Schöpfung und *zugleich* von je meiner Bestürzung über das Unglück der Menschen zu reden. Diese Grundthese führt Peng-Keller weiter, vertieft sie in mehreren Schritten. Zunächst wirft er einen Blick auf die traditionsreiche Metapher, die den Titel gibt, die mystische Glaubenserfahrungen als Vorglanz des ewigen Lebens und dieses als eine glückselige Schau zu fassen versucht. Die Seligpreisungen sind dabei die vielleicht radikalste Gestalt eines in dieser paradoxen Weise umfassenden Glücks.

Andreas-P. Alkofer, Professor für Theologische Ethik an der THC, sucht nach ethisch-theologischen Spuren, die den Glücksbegriff öffnen auf die Perspektiven der Handlung und der Haltung. Die Überlegungen nehmen Zusammenhänge von Glück als Norm, Glück und Haltung, Glück und Spiritualität in den Blick. Nicht nur die Integration von Glücksverlusten oder die Integration von Leid zeichnen sich ein in die Frage nach dem gelingenden oder eben «glückenden» Leben. Diverse Glückssuggestionen können eine Erfüllungshast und -last auslösen. Hier ist gerade in handlungstheoretischer Sicht auf die Bedeutung von Beschränkung und Bescheidenheit hinzuweisen. Nicht Verzichtsideologien soll dabei das Wort geredet werden. Viel eher geht es um die Frage, wie realistische Einschätzung von Glückmöglichkeiten und -zielen und zugleich Selbstbeschränkung einen Beitrag leisten können zu eigenem Glücken und zum Glück anderer. Diese Selbstbeschränkung ist keine einfache normative Grösse, sondern lebt gerade aus einem Deutungshorizont des Gottesglaubens, der eine Erfüllungsverheissung in sich trägt. Zum Glück braucht es zum Glück eben mehr als Glück.

Andreas Alkofer

2. Theologische Berichte



Hans J. Münk / Michael Durst (Hrsg.), Christliche Identität in pluraler Gesellschaft. Reflexionen zu einer Lebensfrage von Theologie und Kirche heute (= Theologische Berichte 28) (Freiburg i. Ü. 2005) 258 S., CHF 35.–. ISBN 3-7228-0654-2.

In der von der Theologischen Fakultät der Universität Luzern und der Theologischen Hochschule Chur gemeinsam verantworteten Reihe «Theologische Berichte» erschien im vergangenen Oktober Band 28, der dem Thema «Christliche Identität in pluraler Gesellschaft» gewidmet ist. Wie aus dem Untertitel hervorgeht, betrachten die Herausgeber die Frage der christlichen Identität als eine «Lebensfrage» – um nicht zu sagen eine Überlebensfrage – für die Kirche(n) in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation. Das Thema wird – wie bei den «Theologischen Berichten» üblich – von verschiedenen Disziplinen her angegangen und reflektiert. Nach der von Markus Babo, dem Assistenten am Lehrstuhl für Theologische Ethik in Luzern, verfassten Einführung (S. 13–20) beschreibt der in Münster i. W. (D) als Professor für Christliche Sozialwissenschaften lehrende Karl Gabriel die «Pluralisierung und Individualisierung in Gesellschaft, Religion und Kirche» (S. 21–58). Er begreift sie nicht nur als eine Herausforderung, sondern ausdrücklich auch als eine Chance für die Kirche(n), insofern sie sich als ein Modell von Solidarität erweisen und die Freiheit der in ihr solidarisch verbundenen Menschen zu autonomer Lebensführung fördern könne(n). Gerade die Zivilgesellschaft, in der die Kirche(n) ein wichtiges Element sei(en), biete die Möglichkeit, wichtige Inhalte ihrer Tradition wie Solidarität mit Ausgegrenzten, Gerechtigkeit usw. der Öffentlichkeit zu vermitteln. – Der Basler Ordinarius für Praktische Theologie Albrecht Grözinger rekurriert in seinem Beitrag «Starke Subjekte, die schwach sein können. Die Herausforderung der Praktischen Theologie durch den postmodernen Pluralismus» (S. 59–88) auf das biblische Menschenbild, das von einem leidensfähigen, endlichen Subjekt ausgehe, das gerade deshalb stark ist, weil es schwach sein kann. Nach der Verabschiedung des «starken Subjekts» durch die Postmoderne können seiner Ansicht nach die biblischen Geschichten in der unübersichtlichen Vielfalt der Sinn- und Deutungsangebote einen Beitrag zur Identitätsfindung leisten, weil sie nicht den perfekten, sondern den defekten Menschen zeigen und durch die Darstellung seiner Beziehung zu Gott unsere Lebensgeschichten beziehungsreicher zu machen vermögen, als es postmoderne Sinnangebote können. – In seinem Beitrag «Der eine Glaube – die vielen Theologien. Grundlinien der Pluralismusdebatte in der dogmatischen Theologie» (S. 89–151) fragt der Luzerner Dogmatiker Wolfgang Müller nach Orten des Pluralen in Kirche und Theologie. Die Pluralismusdebatte in der Theologie ermöglicht nach ihm einen positiven Zugang zum Phänomen des Pluralismus, und dessen Legitimität sieht er in seiner theologischen Lesart als Einheit in der Vielfalt begründet, die weder einem absoluten Relativismus noch einem starren Dogmatismus verfällt. – Stefan Grotefeld, Oberassistent am Institut für Sozialethik am Ethik-Zentrum der Universität Zürich, befasst sich in seinem Artikel «Christliche Überzeugungen und politische Delibera-

tion. Gegenstand, Relevanz und Standpunkte einer Debatte» (S. 152–189) mit der vor allem in den USA ventilierten Frage, ob man in Diskussionen über politische Entscheidungen auf religiösen Überzeugungen beruhende Argumente einbringen dürfe oder ob für die moralische Legitimität staatlicher Machtausübung eine Selbstbeschränkung im Hinblick auf religiöse Überzeugungen notwendig sei. Dabei zeigt er auf, dass solche Selbstrestriktion aus theologischer Sicht fragwürdig erscheint und weithin mit gutem Grund abgelehnt sowie im Gegenzug auf die positive Bedeutung religiöser Überzeugungen für Staat und Gemeinwohl verwiesen wird. – Der letzte Beitrag des Bandes, «Theologische Ethik und Pluralismus. Theologische Sozialethik im Spannungsfeld der philosophisch-ethischen Diskussion einer Trennung von Gutem und Gerechtem» (S. 190–256), stammt aus der Feder des Luzerner Theologischen Ethikers Hans J. Münk. Unter Rückgriff auf verschiedene neuere theologisch-ethische Ansätze zeigt er auf, dass die in der philosophischen Ethik als Antwort auf die Herausforderung des Pluralismus vorgeschlagene Trennung von Gerecht und Gut bzw. von Sollens- und Strebensethik in eine Sackgasse führt; vielmehr stünden die Sphären von Gerechtem und Gutem zueinander in einem Wechselverhältnis. Auch lasse sich die in einem theologischen Kontext entwickelte Vorstellung des Guten in einen gesellschaftlichen Gerechtigkeitsdiskurs einbringen. Inhalte eines (christlich-) partikularen Ethos wie z. B. die Bewahrung der Schöpfung oder die Option für die Armen seien durchaus für die Gesellschaft oder sogar für die ganze Menschheit fruchtbar zu machen. Daran wird nochmals deutlich, dass das Gerechte letztlich auf Vorstellungen vom Guten aufruht bzw. von diesem gespeist wird.

Michael Durst

3. Forum Pastoral

Manfred BELOK / Ulrich KROPAČ (Hrsg.), Volk Gottes im Aufbruch. 40 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil, Edition NZN bei TVZ, 2005 (Reihe Forum Pastoral 2).

Das Zweite Vatikanische Konzil rückt mehr und mehr als ein historisches Datum in die (Kirchen-)Geschichtsbücher ein. Wenn aufgeschlossene Christen diese Entwicklung mit Sorge sehen, mag das auf den ersten Blick unangebracht erscheinen. Entspricht es nicht der conditio humana, dass Menschen in der Zeit leben und dass daher zwangsläufig all ihr Handeln aus der Gegenwart heraustritt und zu einem vergangenen Geschehen wird? Es muss also etwas anderes sein, was jene umtreibt, die auf den zunehmenden zeitlichen Abstand zum Konzil und die klein gewordene Zahl der noch lebenden Konzilsteilnehmer aufmerksam machen. Was sie bewegt, ist die Sorge, dass das Konzil in den Geschichtsbüchern «abgelagert» wird, dass es – um einen Begriff aus der Lernpsychologie zu gebrauchen – zu «trägem Wissen» degeneriert: Wissen, das belang- und folgenlos für die Deutung und Gestaltung des Lebens bleibt.

Dem Anliegen, das Zweite Vatikanische Konzil als gegenwarts- und zukunftsgestaltende Grösse wirksam werden zu lassen, sind sämtliche Beiträge des Bandes verpflichtet. Er ist der zweite in der Reihe «Forum Pastoral», die seit 2005 unter neuer Herausgeberschaft steht und in einer veränderten äusseren Gestalt erscheint. Die einzelnen Artikel entstammen verschiedenen Entstehungskontexten, die aber darin übereinstimmen, dass sie an den Abschluss des Zweiten Vatikanums vor 40 Jahren erinnern.

Die Beiträge des Buches thematisieren vier wesentliche Aspekte des Konzils, die in einer zeitlichen Ordnung stehen: die Phase der vorkonziliaren Theologie, die Zeitspanne zwischen der Ankündigung und der Eröffnung des Zweiten Vatikanums, den Prozess der Selbstfindung des Konzils und die unabgeschlossene Periode der Rezeption und der Verwirklichung der konziliaren Anliegen. Entsprechend sind die Buchbeiträge angeordnet:

1. Die Artikel von *Franz Annen* und *Eva-Maria Faber* heben hervor, wie sehr das Konzil eine Zeit der Ernte war. Vieles, was das Zweite Vatikanum bestätigte und institutionalisierte, war schon seit längerem in der Theologie gedacht und in der Praxis versucht worden – oft genug gegen den ausdrücklichen Widerstand der kirchlichen Autorität. Diese Vorgänge sind ein eindrucksvoller Beleg dafür, dass nicht jedes unzeitgemässe bzw. kritische theologische Denken schlechthin Obstruktion bedeutet, sondern oft mutig vorwegnimmt, was spätere Generationen – teilweise nach mühevollem Ringen – zum kirchlichen Gemeingut erheben.

2. *Albert Gasser* legt als Kirchengeschichtler den Fokus seines Interesses auf die turbulente Zeitspanne zwischen der Ankündigung des Zweiten Vatikanischen Konzils durch Johannes XXIII. (1959) und dessen Beginn (1962). In seinem autobiographisch gefärbten Beitrag beschreibt er die breite Palette von Stimmungen, die der «Paukenschlag» des Papstes auslöste: Bestürzung und Begeisterung, Ernüchterung und Hoffnung, Reserviertheit in der Kurie und Entstehen eines Wir-Gefühls im Kirchenvolk.

3. So sehr das Konzil aus reichen theologischen Vorarbeiten schöpfen konnte, so wenig war es lediglich Notar bzw. Exekutor vorbereiteter Schemata oder bestimmter theologischer Positionen. Zu den erstaunlichsten Phänomenen des Zweiten Vatikanums gehört, dass das Konzil zu einer eigenen Identität fand. Mehr und mehr wuchs das Konzil in jenen Freiheitsraum hinein, den ihm Papst Johannes XXIII. eröffnet hatte und den vor allem kuriale Kräfte mit aller Macht einzuschränken suchten. Die Beiträge von *Wolfgang Müller* und *Manfred Belok* belegen diese These. Sie zeigen beispielhaft, wie sich das Konzil zu Dokumenten durchgerungen hat, die zutiefst seine eigenen Schöpfungen sind.

4. Die Bedeutung eines historischen Ereignisses erschliesst sich aus seiner Wirkungsgeschichte. Insofern ist zu fragen, inwieweit Anspruch des Konzils und Wirklichkeit der Kirche heute kongruieren bzw. divergieren. *Otto Hermann Pesch* befasst sich in seinem Artikel mit dem neuen Kirchenbild des Zweiten Vatikanums, dessen Genese damals und dessen Rezeption heute unterschiedliche Stimmen auf den Plan gerufen haben und noch immer rufen. *Helmut Krätzl,* ehemals Sekretär des Wiener Kardinals Franz König und beim Konzil als Stenograph tätig, kontrastiert als einer der noch wenigen Zeitzeugen, die das Konzil unmittelbar miterlebt haben, die Hoffnungen, die das Zweite Vatikanum weckte, mit der Wirklichkeit der heutigen Kirche.

Ulrich Kropač

4. Monographien

Guy Bedouelle, Grosse illustrierte Kirchengeschichte. Menschen – Themen – Bilder. Aus dem Französischen von Afra Hildebrandt und Michael Durst (Freiburg i. Br. / Basel / Wien 2005) 280 S., 567 Abb., CHF 131.–. ISBN 3-451-28559-2.

An der Theologischen Hochschule Chur wurde im vergangenen Studienjahr die deutsche Ausgabe des Werks «Histoire de l'Église. Images et défis» des in Freiburg i. Ü. Kirchengeschichte lehrenden Dominikaners Guy Bedouelle redigiert. Den Grundtext bilden elf Kapitel, die – teils gekürzt – seinem als Band 16 der Lehrbuchreihe AMATECA erschienenen Buch «Die Geschichte der Kirche» (deutschsprachige Ausgabe: Paderborn 2000) entnommen sind. Die von Afra Hildebrandt erstellte deutsche Übersetzung aus dem Französischen wurde nochmals durchgesehen und adaptiert. Bedouelle beschränkt sich in diesen Kapiteln auf die Geschichte der lateinischen Kirche bzw. des lateinischen Christentums. Die Ostkirchen und der Protestantismus werden nur anlässlich ihrer Begegnungen und Konflikte mit der römischen Kirche behandelt. Leitmotiv seiner Darstellung sind die in jeder Epoche auftretenden spezifischen Herausforderungen, vor die sich die Kirche gestellt sah und die er (im Anschluss an Arnold Toynbee) als treibende Kraft der Geschichte versteht. Auf diese Herausforderungen musste die Kirche reagieren und Antworten finden, um sie zu meistern. Neu treten zu dem Grundtext 567 grossenteils farbige Abbildungen mit umfangreichen Bildlegenden hinzu, durch welche der Text nicht nur illustriert, sondern auch ergänzt und weitergeführt wird. Die Bildlegenden machen allein über 40 Prozent des Gesamttextes aus; Bilder und Bildlegenden zusammen überwiegen damit deutlich. Bedouelle selbst spricht im Hinblick auf die Zuordnung von Text und Bildern mit den zugehörigen Bildlegenden von einem neuartigen Unternehmen, bei dem sich dem Leser die Geschichte der Kirche auf zwei parallelen und einander ergänzenden bzw. komplementären Wegen erschliesst (S. 7). Indem das Werk die traditionelle Form der Kirchengeschichtsschreibung mit der Anschaulichkeit von Bildern verbindet, ermöglicht es dem Leser, einen wohltuend «anderen» Einstieg in die reiche Themenvielfalt der Kirchengeschichte.

Im Anschluss an die Anmerkungen, die dem Text nachgestellt sind, findet der Leser zu jedem Kapitel Angaben von Literatur und Quellentexten (S. 253–258). Besonders bei letzteren werden neben den originalsprachlichen Ausgaben auch deutschsprachige Übersetzungen notiert, soweit solche greifbar sind. Nach dem Verzeichnis der Abbildungen (S. 259–268) erschliesst ein ausführliches, nach Sachen, Namen, Orten und Bibelstellen gegliedertes Register das Werk.

Michael Durst

Eva-Maria FABER: Du neigst dich mir zu und machst mich gross. Zur Theologie von Gnade und Rechtfertigung. Regensburg: Pustet, 2005 (Topos plus positionen 576). 157 Seiten / CHF 16.50; Euro 8.90 (D) / ISBN: 3-7867-8576-7.

«Rien de beau ne se peut résumer»; «Schönes lässt sich nicht zusammenfassen» – so sagt einer, der es wissen muss: der Dichter Paul Valéry († 1945). Theologische Reflexion aber ist ein Vorgang des Zusammenfassens. Worum es im Glauben geht, soll begrifflich und sinnvoll geordnet auf den Punkt gebracht werden. Dies ist fraglos wichtig und notwendig – solange immer wieder die Gegenrichtung hin zur lebendigen Vielfalt eingeschlagen wird, damit die Schönheit christlicher Existenz nicht aus dem Auge gerät.

So ist es auch in der Gnadentheologie, die doch davon sprechen will, wie Gott den Menschen und seiner Welt am Glanz seiner Schönheit teil gibt. Der Begriff Gnade – zunächst eine Weise unter anderen, Gottes erfahrene Zuneigung zu benennen – ist zusammen mit dem Begriff Rechtfertigung in der theologischen Fachsprache zu einem Begriff geworden, der die gemeinsamen Grundzüge verschiedenartiger Heilserfahrungen zusammenfasst: ihren Ursprung in Gottes Liebe, ihre Unabhängigkeit von menschlichen Vorleistungen und ihren Geschenkcharakter, ihre Bedeutung für das Wohl und Heil der Menschen. So vermag der Gnadenbegriff vielfältige Erfahrungen auf ihren wesentlichen Kern zurückzuführen und wie ein Signal festzuhalten: Du bist radikal beschenkt, weil Gott sich dir zuneigt. Doch wäre es kurzschlüssig zu denken, als eine solch gelungene Zusammenfassung und Deutung mache der Begriff der Gnade andere Worte – wie Segen, Gotteskindschaft, Trost . . . – überflüssig. Ebenso wenig erübrigt die zutreffende Charakterisierung des heilvollen Verhältnisses von Gott und Mensch unter der Überschrift «Gnade» eine vielfältigere und auch mehr erzählerische Beschreibung dessen, was sich im Gnadengeschehen zwischen Gott und Mensch ereignet.

Gnade ist ein Thema, das ohne Variationen hölzern, ja, geradezu langweilig bleibt. Das vorliegende Buch ist ein Versuch, das Thema samt manchen Variationen vorzustellen und in der zusammenfassenden Reflexion doch noch etwas von der Schönheit aufleuchten zu lassen.

Anliegen ist es dabei zu erschliessen, wie die Zuneigung Gottes den Menschen aufrichtet und sein Leben verwandelt. Gerade am Thema Gnade entscheidet sich, ob der Glaube als Beziehung zu Gott als bedeutungsvolles Geschenk erkannt werden kann! Menschen heute sind auf der Suche nach Lebenskunst – ist das Evangelium als Botschaft von der Gnade nicht der Weg in die Kunst des Lebens in Fülle?

Eva-Maria Faber

Albert GASSER: Das Kirchenvolk redet mit. Die Synode 72 in der Diözese Chur. Zürich 2005 (NZN bei TVZ). 104 S., CHF 18.–. ISBN 3-290-20023-X.

Die Synode 72 sollte als eine Art «Kirchenparlament» die Impulse des II. Vatikanischen Konzils für die Schweiz umsetzen und den Aufbruch in der katholischen Kirche voranbringen. Anlässlich des 30-Jahr-Jubiläums ihres Abschlusses schaut der Churer Historiker Albert Gasser auf ein bewegtes Stück nachkonziliaren Katholizismus zurück und lenkt dabei den Blick auf die Diözese Chur. Er lässt die Atmosphäre der Synode 72 lebendig werden, bettet sie in die Zeit- und Mentalitätsgeschichte ein und erinnert an einige ihrer wichtigen Anliegen und Themen, die heute noch bedeutsam sind. So zeigt dieses Buch nicht zuletzt die bleibende Aktualität der Synode 72 auf.

Arbeiten zum Studienabschluss

Landwehr Axel

Sprechen und Sprache
als Grundzug des Mensch-Werdens
Ein philosophisch-theologischer Grenzgang

Diplomarbeit
an der Theologischen Hochschule Chur
Moderator: Prof. Dr. Heinrich Reinhardt

In der Lebenswirklichkeit des Menschen sind Sprechen und Sprache Phänomene, die in vielfältigen Situationen zu beobachten sind und zum Menschsein dazugehören. Zwischenmenschliche Begegnungen, das Beten zu Gott und das Hören des Wortes Gottes benötigen die Sprache und das Sprechen. Sprechen und Sprache als Gottes Wort und als Menschenwort können sowohl unter philosophischen als auch theologischen Aspekten erforscht werden. In der vorliegenden Arbeit geht es dem Verf. darum, zu untersuchen, inwiefern Sprechen und Sprache sprachmetaphysisch und theologisch ihren Urgrund des Seins in der «Sprache an sich» – einem der Namen Gottes – haben und die Sprache an sich als das Absolute, darin mit dem Logos identisch, der tiefste Grund von Sprache und Sprechen und dem Sein überhaupt ist. Anders gesagt: Menschliches Sprechen und Sprache und Gottes Wort und göttliches Sprechen als anthropologische und theologische Wirklichkeiten sollen nach ihrem metaphysischen Grund und ihren sprachontologischen Eigenarten untersucht werden.

Nach einer Verhältnisbestimmung von Philosophie und Theologie, die hier als einander gegenseitig bereichernde Wissenschaften verstanden werden, wird der Gegenstand methodisch und inhaltlich als ein philosophisch-theologischer Grenzgang untersucht:

In einem ersten Schritt wird der erkenntnistheoretische Ausgangspunkt der integralen Sprachtheorie nach Heinrich Reinhardt bestimmt. Danach folgt in einem ersten Teil des philosophischen Abschnitts die Darstellung sprachmetaphysischer und sprachontologischer Grundzüge der Reinhardtschen integralen Sprachtheorie. Anschliessend werden die Themen «Wahrheit» und «Begegnung» angesprochen. Im theologischen Abschnitt wird zunächst im ersten Teil, ausgehend vom Johannesprolog, das Wort Gottes als wort-theologischer Ausgangspunkt einer Metaphysik von Sprechen und Sprache dargelegt. Im folgenden zweiten Teil wird der Glaube als Antwort des Menschen in der Beziehung mit Gott entfaltet. In einem Exkurs werden beziehungstheologische Aspekte zum Glauben als Beziehungs-»wirklichkeit» i. S. Heinrich Pompeys dargestellt. In einem praxisbezogenen dritten Abschnitt werden theoretische Erkenntnisse für Praxisfelder gläubigen Sprechens fruchtbar gemacht: privates Gebet, christliche Psychotherapie und Liturgie werden hier exemplarisch benannt. In diesem Abschnitt wird in einem Exkurs die in empirischen Studien nachgewiesene Heilkraft des Betens (Herbert Benson) referiert, wodurch eine interdisziplinäre Bezugnahme von heilendem Sprechen in ihrem Zueinander von Theorie (Philosophie und Theologie) und Praxis (hier: empirische Befunde nach Herbert Benson) ermöglicht ist.

Nachfolgend sollen die wesentlichen Ergebnisse der Arbeit zusammengefasst werden:

1. Sprechen und Sprache haben ihren Urgrund in der «Sprache an sich», welche einer der Namen Gottes ist. Das Absolute als die Sprache an sich ist ein transzendentes Ur- und Vorbild und Ursache allen Sprechens. Dafür hat Heinrich Reinhardt mit seiner integralen Sprachtheorie eine zureichende sprachmetaphysische und sprachontologische Grundlegung vorgenommen.

2. Die formale Struktur des Wortes ist kohärent als die univoke Klammer der Darstellung der gesamten Seinshierarchie zu denken. Jedes Seiende hat seine eigentliche Identität, sein Einssein mit sich selbst durch das Signum des göttlichen Wortes, als «Wort-des-Gottes-Sein». Das Wort ist eine lebendige Spur des Absoluten, es ist personal und auf Begegnung mit Personen ausgerichtet und ist gebrauchsfähig.

3. Gott ist das Urbild, die Ursache und der Grund aller Worte und allen Sprechens.

4. Die drei göttlichen Personen sprechen in substantieller Einheit miteinander, zwischenmenschliches Sprechen ist als Abbild Gottes damit verständlich.

5. Die vier Sprachebenen Denken, Glauben, Handeln und Kunst sind die höchste Stufe des Sprechens und als Entitäten Seinsebenen. Die Sprache an sich als das ursprünglich Eine drückt sich in der Endlichkeit des Seienden in den vier Sprachebenen als eine Vierheit des Sagens aus; das menschliche Sprechen dagegen vollzieht sich grundsätzlich auf einer dieser vier Sprachebenen im ontologischen Sinn: als Denken, als Benutzbarkeit, als Vertrauenswürdigkeit oder als Schönheit.

6. Wahrheit existiert als objektive Wahrheit an sich als die eine Wahrheit, entfaltet sich aber in den verschiedenen Seinsbereichen in unterschiedlichen Einzelwahrheiten. Die Wahrheit ist auch ein Kennzeichen Gottes, denn in Gott sind die Seinsgründe und das Aussagen derselben identisch. Jesus Christus als der Logos sagt dieses in seiner Selbstoffenbarung als wesensgleicher Sohn Gottes aus: «Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben» (Joh 14,6).

7. Im Johannesprolog ist das Wort Gottes als worttheologischer Ausgangspunkt einer Metaphysik von Sprechen und Sprache in einer einzigartigen Dichte formuliert. In Jesus Christus inkarniert Gott in Menschengestalt und spricht in menschlicher Sprache Worte des Heils. In der Gotteskindschaft findet der gläubige Mensch in der Beziehung zu Jesus Christus Heilwerden, denn im Hören fällt das inkarnierte Wort im vertrauenden Menschen wie ein Same auf fruchtbaren Boden. Die Logos-Topoi «Ich bin» sagen aus, dass Gott in Jesus Christus das Leben, das Licht, die Wahrheit ist. Damit ist zugleich die Personhaftigkeit des Wortes ausgedrückt, welches reinstes, helfen wollendes und erleuchtendes Wort ist und aus Liebe zu den Seelen und zu ihrem Heil in die Welt hinein spricht. Das «Wort» hat damit eine personale und soteriologische Dimension.

8. Der Glaube ist die Antwort des Menschen auf das Wort Gottes in der Ich-Du-Beziehung. Durch das vertrauensvolle Hören des göttlichen Wortes hat der Mensch Anteil an der göttlichen Liebe, dem Heil, der Wahrheit und dem Frieden.

9. Sprechen und Sprache sind ein Grundzug des Mensch-Werdens. Der Mensch wird erst ganz wahrer und heiler Mensch, indem er sich im Lauf seines irdischen Lebens immer mehr Jesus Christus anvertraut und ihm nachfolgt. Dieser Prozeß des neuen Mensch- Werdens im christlichen Sinn vollzieht sich in Sprechen und Sprache auf den vier Sprachebenen.

10. In Leidenssituationen hilft das Worten dem leidenden Menschen, aus dem Strudel des amorphen Überschwemmtseins von erdrückenden oder belastenden Gefühlen wieder Halt in der Gestalt des Wortes zu finden. Das Mit-Gehen des Menschen im Sprechen mit Christus hat zugleich eine heilende Wirkung auf den Menschen, da dieser sich in einem solchen Sprechen i. S. des von der transzendierenden Kraft erfüllten menschlichen Geistes Jesus Christus, der Helfer und Hirte aller Menschen ist, nähert.

11. In Glaube und Liebe ereignet sich Beziehung zu Gott und zu den Menschen. Für den Heilsdienst caritativer Diakonie sind Inhalts- und Beziehungsaspekt relevant. Die Lebensversöhnung des Leidenden mit sich, den Mitmenschen und mit Gott gründet auf ein glaubendes, hoffendes und liebendes Ja zu sich selbst, den Mitmenschen und Gott, sodass ein Wiederauferstehen zu neuen Lebensmöglichkeiten schon anfanghaft im Sinne eines präsentisch eschatologischen Heilwerdens sich ereignen kann.

12. Göttliches und menschliches Sprechen haben ihre univoke Klammer in der Affirmation: Dem Sprechen des Logos («Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben», Joh 14,6; «Ich bin die Auferstehung und das Leben», Joh 11,25) korrespondieren Gebete und Autosuggestion des gläubigen Menschen («Ich bin sicher und geborgen in Gottes Liebe und Kraft», «Gottes Liebe erfüllt meinen Körper, meine Seele und meinen Geist wie ein helles Licht», «Gottes Frieden erfüllt meinen Geist und meine Seele»). Im Präsens bejaht der Betende oder Patient die heilende Kraft Gottes, Christus spricht mit dem Menschen mit.

13. Die heilsame Wirkung des Betens ist empirisch in Studien des amerikanischen Arztes Herbert Benson nachgewiesen. Der religiöse Glaube entfaltet als ein katalysatorischer Glaubensfaktor eine spezifische Kraft, die sowohl die Entspannungsreaktion als auch die Wirkung positiver Affirmationen verstärkt. Konzentriertes Beten und das Praktizieren von Auto- oder Heterosuggestionen können mit Hilfe der integralen Sprachtheorie der zweiten Sprachebene des Glaubens zugeordnet und ihr tiefster Grund sprachmetaphysisch auf Gott und die heilsame Kraft der Gottesbeziehung, des Vertrauens in der Gotteskindschaft, zurückgeführt und begründet werden.

14. Die Stille ist eine Grundvoraussetzung des Zu-Sich- und Zu-Gott-Kommens. Sie ist eine conditio sine qua non für einen wirksamen Vollzug des Betens und für eine christliche Psychotherapie.

15. Konzentration, Langsamkeit und Wiederholung sind Grundvoraussetzungen und Prinzipien für eine wirksame christliche Psychotherapie, für das Beten und eine heilige und Heil wirkende Liturgie; für diese ist eine heilige Sprache conditio sine qua non, um die Gläubigen in Christo in der Sprache der Kirche zu einen und den Heilsdienst der Kirche wirksam universal zu vollziehen.

16. Die Sprache spricht und die Sprache heilt – ho logos lalei.

Auszug Abrahams (Maria Hafner)

Stefan Loppacher

Das Wahrheitsverständnis der Enzyklika *Fides ei Ratio* von Johannes Paul II.

Diplomarbeit
an der Theologischen Hochschule Chur
Moderator: Weihbischof Prof. Dr. phil., lic. theol. Peter Henrici SJ

«Glaube und Vernunft (Fides et Ratio) sind wie die beiden Flügel, mit denen sich der menschliche Geist zur Betrachtung der Wahrheit erhebt. Das Streben, die Wahrheit zu erkennen und letztlich ihn selbst zu erkennen, hat Gott dem Menschen ins Herz gesenkt, damit er dadurch, dass er Ihn erkennt und liebt, auch zur vollen Wahrheit über sich selbst gelangen könne.» Der zitierte Eröffnungssatz von *Fides et Ratio* kann nicht nur als Synthese der gesamten Enzyklika gesehen werden, sondern auch als grobe Zusammenfassung meiner Arbeit dienen.

Das Dokument zum Verhältnis von Glaube und Vernunft von 1998 lernte ich in einem Seminar kennen, das von Weihbischof Peter Henrici angeboten wurde. Die grundlegende Bedeutung der Philosophie für die Theologie interessierte mich schon seit längerem. So bot sich mit *Fides et Ratio* die Gelegenheit, sich eingehender damit zu beschäftigen. Schon bald erschien mir die Wahrheitsfrage als das grundlegende Thema dieser Enzyklika, und ich begann meine Diplomarbeit ihrem Wahrheitsverständnis zu widmen.

«Quid est veritas?» Diese Frage, welche das Johannesevangelium Pilatus in den Mund legt, und die von diesem wohl eher spöttisch als philosophisch gemeint war, hallt auch heute im Herzen jeder Person wider. Gibt es Wahrheit, erkennbare, überzeitliche, universale Wahrheit? Auch derjenige, der versucht, in Bezug auf diese Frage eine geschickt ‹diplomatische› oder gar indifferente Position einzunehmen, löst das Problem nicht, sondern verlagert es nur. Das einleitende erste Kapitel beschäftigt sich denn auch vor allem mit der Frage nach der Aktualität des zu behandelnden Themas und damit, ob Wahrheit wirklich das zentrale Thema der Enzyklika sei.

Das zweite Kapitel geht von der These aus, dass *Fides et Ratio* auf konkrete Probleme und Erscheinungen innerhalb der Gesellschaft, der Philosophie und der Theologie zu reagieren versucht. Es wird deshalb zuerst etwas ausführlicher auf die heutige geistesgeschichtliche Situation eingegangen, die teilweise von der Enzyklika selber nachgezeichnet wird. Gleichzeitig wird die Bedeutung der Wahrheitsfrage und die enge Verbindung zwischen Wahrheitserkenntnis und Sinnfindung im Leben des Menschen aufgezeigt. In diesen Teil fliessen auch persönliche Überlegungen zu aktuellen gesellschaftlichen Problemen ein. Es geht vor allem darum, den Ernst der Wahrheitsthematik bewusst zu machen, um die es dann im Hauptteil geht, und an Beispielen zu zeigen, dass eine gleichgültige Haltung gegenüber der Wahrheit für den Einzelnen und die Gemeinschaft schwerwiegende Konsequenzen haben kann.

Der Hauptteil ist in fünf Unterkapitel gegliedert, wobei das jeweils nachfolgende stets auf die vorhergehenden aufbaut und ihren Inhalt voraussetzt. Nach einigen Vorbemerkungen zur Wahrheitsthematik in der Enzyklika ist in Kapitel 3.1. zuerst die Grundfrage zu klären, ob es überhaupt Wahrheit gibt, und in einem zweiten Schritt, ob der Mensch dazu fähig ist, sie zu erkennen. Wenn diese metaphysische Fähigkeit des Menschen verneint wird, erübrigen sich weitere Differenzierungen hinsichtlich der Erkenntnis der Wahrheit und ihres Wesens. Auch die Frage der Gewissheit unserer Wahrheitserkenntnis wird aufgegriffen, welche für den weiteren Verlauf der Arbeit bestimmend ist.

In 3.2. soll der scholastische Grundsatz von der Wahrheit der Dinge und seine anthropologische Bedeutung auf der Grundlage der Interpretation Josef Piepers erläutert werden. Die Lehre von der Wahrheit der Dinge bildet die Voraussetzung für ein Verständnis der Erkenntnis als Angleichung des Verstandes an die Wirklichkeit, in welcher nach Thomas von Aquin das Wesen der Wahrheit beruht. *Fides et Ratio* greift die *adaequatio*-Lehre auf und führt sie weiter, indem vor allem der personale Aspekt und die Bedeutung eines natürlichen Glaubens und Vertrauens im Erkenntnisprozess betont werden. Davon handelt Kapitel 3.3., in welchem auch gezeigt werden soll, dass in einer gewissen Hinsicht jede Erkenntnis interpersonale Beziehung ist oder zumindest eine solche voraussetzt.

Bevor in 3.5. die Lehre von der Einheit der Wahrheit, ihrer universalen und überzeitlichen Gültigkeit dargestellt werden kann, muss zuerst das Verhältnis von Glaube und Vernunft, von natürlicher und übernatürlicher Erkenntnisordnung erhellt werden. Der Abschnitt 3.4. dient somit als Bindeglied zwischen den drei vorangegangen Unterkapiteln über die Wahrheitserkenntnis durch Vernunft und Glaube und dem nachfolgenden, in dem es darum geht zu zeigen, dass sowohl *fides* wie auch *ratio* letztlich auf die gleiche *eine* Wahrheit ausgerichtet sind und der Mensch diese, wenn auch nur teilweise, so dennoch gewiss zu erkennen vermag.

Im Schlusswort wird nochmals angemerkt, dass diese sehr abstrakt und lebensfremd erscheinenden Überlegungen weitreichende anthropologische Konsequenzen haben. Dies wird an einigen Verbindungslinien zwischen *Fides et Ratio* und *Veritatis Splendor* aufgezeigt. Die letzen Zeilen der Arbeit sind denn auch der untrennbaren Verbindung zwischen Erkennen und Handeln gewidmet: «Jede Suche nach der Wahrheit kann ihr Ziel also nicht einfach nur darin haben, die Wahrheit zu betrachten, sondern muss von einem festen Willen begleitet werden, *die erkannte Wahrheit auch zu tun.* Schaut die Wahrheit «nicht nur an, sondern handelt danach, sonst betrügt ihr euch selbst» (Jak 1, 22). Und in Anlehnung an den ersten Johannesbrief gilt in dieser Hinsicht von der Wahrheit Folgendes: Wer sagt: ‹Ich habe sie erkannt!›, aber sich in seinem Handeln nicht von ihr leiten lässt, ist ein Lügner und die Wahrheit ist nicht in ihm (vgl. 1 Joh 2, 4). Einen solchen Anspruch richtet der Autor dieser Zeilen zuallererst an sich selbst, denn etwas Wahres über die Wahrheit zu schreiben vermag nur der, der sie auch erkannt hat; wahrhaft erkannt hat die Wahrheit jedoch nur derjenige, der sie auch tut.»

Abraham in der Wüste (Maria Hafner)

Titus Offor

Wahrhaft gegenwärtig.
Eine Reflexion über Theorien zur Deutung der eucharistischen Wesenswandlung in der Theologiegeschichte

Lizentiatsarbeit
an der Theologischen Hochschule Chur
Moderation: Prof. Eva-Maria Faber

Was eigentlich heisst Wesenswandlung? Worauf hat die Kirche mit dieser Lehre ab-

gezielt? Inwiefern trifft die von der Kirche bevorzugte Transsubstantiationslehre die ursprüngliche Absicht? Konnte die zum Teil zurückgewiesene Transsignifikationslehre etwas Wahrheit in sich verbergen? Diesen Fragen bin ich in meiner Lizentiatsarbeit nachgegangen.

Die Arbeit ist in fünf Kapitel unterteilt. Im ersten Kapitel habe ich die relevanten biblischen Quellen untersucht. Hier habe ich sowohl die synoptischen und paulinischen Einsetzungsberichte als auch die johanneischen und lukanischen eucharistischen Passagen ins Visier genommen. Aus meiner Forschung ergab sich folgende Synthese: Das Neue Testament führt die Einsetzung der Eucharistie auf das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern zurück und versteht sie als die Umstiftung des dem alten Bund angehörigen Paschamahlritus in das neutestamentliche Herrenmahl. In diesem neutestamentlichen Mahl ist Jesus Christus der Gastgeber und zugleich die angebotene Speise. Er ist die Speise nicht in einem metaphorischen Sinn, sondern – wie im jüdischen Paschamahl – in realistischem Sinn, d. h. die eucharistischen Gaben sind identisch mit dem Leib (bzw. Fleisch) Jesu. Unter dem Ausdruck «Leib Jesu» ist die ganze Person Jesu zu verstehen, d. h. der inkarnierte, gekreuzigte und erhöhte Jesus. In der Eucharistie und in den eucharistischen Gaben geht Jesus leibhaftig auf uns zu und in uns hinein, um uns die Frucht seiner Erlösung zuzuwenden. In der Eucharistie ist uns Jesus mit seinem ganzen Heilswerk zugänglich. Diese Zugänglichkeit geschieht aber nur kraft des Geistes und ist nur in diesem Zusammenhang des Glaubens zu deuten und zu verstehen. Dies heisst, dass die eucharistischen Gaben mit der Person Jesu zu identifizieren sind. Diese Identifizierung ist aber nicht als eine materielle, sondern als eine real-symbolische Gleichsetzung zu verstehen.

Im zweiten Kapitel habe ich versucht herauszuarbeiten, wie die Frühkirche die Eucharistie verstanden hat und wie sie das Zustandekommen der Eucharistie gedeutet hat. Es lässt sich feststellen, dass in der Zeit der Patristik zwei Hauptbegriffe zur Erklärung der eucharistischen Vergegenwärtigung verwendet worden sind: Symbol und Wandlung. Die beiden unterscheiden sich ansatzmässig, stimmen aber inhaltlich überein. Inhaltlich drücken die verschiedenen patristischen Begriffe den unumgänglichen Unterschied in der Eucharistie zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten, zwischen dem Sinnlichen und seinem Inhalt aus. Zugleich wahrten die Begriffe die Zusammengehörigkeit der beiden als zwei Seiten derselben Medaille, als zwei Stufen einer Realität. Die Kirchenväter stellten das eucharistische Geschehen mit ihrer Bild-Urbild-Analogie und ihren Natur-Gewandeltsein-Gedanken als eine Spannung zwischen dem Schon und dem Noch-nicht dar. Die eucharistische Gegenwart des Herrn verwirklicht sich durch eine zweistufige Einheit von Realismus und Symbolismus. Realismus war bei ihnen kein Gegensatz zum Symbolismus, sondern ein Moment darin. Man kann mit Recht sagen, dass bei den Vätern Wandlung und Symbol unterschiedliche Begriffe sind, welche die real-symbolische Auffassung der Eucharistie zum Ausdruck brachten.

Diese Balance wurde im Abendmahlsstreit des Frühmittelalters umgekippt, und das Verständnis der Eucharistie schwebte jeweils ausschliesslich zwischen blossem Symbolismus und physikalischem Realismus. Zur Lösung dieser Abirrung griffen die Scholastiker auf die aristotelischen Begriffe von Substanz und Akzidenz. Dieser Wende bin ich im dritten Kapitel nachgegangen. Drei Theorien entstanden in dieser Zeit: Transsubstantiations-, Annihilations- und Konsubstantiationstheorie. Die Vertreter der Transsubstantiationstheorie lehrten, dass Jesus Christus in der Eucharistie gegenwärtig wird, indem die Substanz des Brotes und Weines in die Substanz seines Leibes und Blutes *«transsubstantiiert»* wird.

Diese Transsubstantiation betrifft die Akzidenzien des Brotes und Weines nicht, die nun ohne substantialen Träger fortbleiben. Andere Theologen vertraten die Annihilationstheorie, wonach der Leib Christi im Sakrament gegenwärtig wird, ohne dass diese Vergegenwärtigung durch die Konversion der Brotsubstanz in die Substanz des Leibes Christi verwirklicht wird. Demnach ist die Brotsubstanz in dem Moment vernichtet, in dem die Substanz des im Himmel weilenden Christus gegenwärtig wird. Die Vertreter der Konsubstantiationstheorie wollten den Vorgang des eucharistischen Geschehens als ein Zusammenkommen der Substanz des Brotes und Weines und der des Leibes Christi verstehen. Zwischen diesen konkurrierenden Theorien entschied sich die Kirche in den Konzilien vom Lateran (1215), von Konstanz (1415) und Trient (1545) für die Transsubstantiationslehre.

Im vierten Kapitel stelle ich die neuesten Entwicklungen vor. Es geht hier um die Transsignifikationstheorie. Diese Theorie versteht den Sinn eines Dinges als dessen Wesen und versucht auf diese Weise, die Substanzverwandlung als Sinnwandel zu deuten. Auf jeden Fall ist der Sinnwandel als von Gott gestiftet zu verstehen. Im fünften und letzten Kapitel versuche ich, die Anliegen der beiden grossen Wandlungstheorien zu würdigen und zugleich ihre Schwächen aufzuzeigen. Während die Transsubstantiationslehre in ihrer Zeit die Spannung zwischen dem sichtbaren Zeichen und der unsichtbaren Realität aufrecht erhielt und dadurch die Lehre der realen Gegenwart Christi in der Eucharistie wahrte, wies sie in neuerer Zeit im Blick auf dieses Ziel einige Schwächen auf. Die Schwächen betreffen nicht nur die ungelöste Schwierigkeit, dass die Akzidenzien ohne substantialen Träger fortbleiben, was im Verständnis der aristotelischen Begriffe ein Unding ist, sondern auch, dass sich das Verständnis des Substanzbegriffes mit der Verschiebung der Akzente im Bildungssystem der Neuzeit auf naturwissenschaftliche Methoden verändert hat, was das Verständnis der Transsubstantiationslehre erheblich erschwert hat. In der Transsubstantiationslehre lässt sich eine einseitige Betonung der objektiv (und daher der statisch) aufgefassten Realpräsenz feststellen. Die eucharistische Frömmigkeit fokussierte so auf die konsekrierten eucharistischen Elemente, dass die interpersonale Dimension der Eucharistie, die in der realsymbolischen Lehre der Väter mitschwingt, zurückgedrängt wurde. Christus wurde nicht mehr als Mahlherr, der die Gläubigen zu seinem Mahl einlädt, gesehen. Er wurde vielmehr als der zu vergegenwärtigende Gott empfunden. Die Transsignifikationstheorie zielt darauf ab, die Sakramentalität der Eucharistie und das interpersonale Verständnis der eucharistischen Gegenwart Christi wieder ins Auge zu rücken. Dabei ist aber die Befürchtung zu beachten, dass durch das anthropologische Verständnis des Substanzwandels als Sinnstiftung die eucharistische Transsubstantiation zu einer blossen Wandlung im Bewusstsein der Gläubigen werden kann, was wiederum ein extremer Symbolismus wäre, der die eucharistische Frömmigkeit erschweren könnte.

Abschliessend sei noch darauf hingewiesen, dass jede Epoche die Eucharistie in ihren Begriffen gedeutet hat. Dies ist nicht verwunderlich, da sich das Verständnis von Begriffen im Laufe der Zeit ändert. Um das ursprüngliche Verständnis der Eucharistie beizubehalten, muss das Christentum nie aufhören, dieses Verständnis je nach den Mentalitäten unterschiedlicher Epochen in verschiedene begriffliche «Gewänder» zu kleiden. Auf jeden Fall ist jeweils zu beachten, dass jegliches magisches Verständnis der eucharistischen Gegenwart Christi, das ihre Sakramentalität bzw. Zeichenhaftigkeit ausschliesst, vermieden wird. Zugleich müssen alle Versuche, welche die wahre Gegenwart Christi in der Eucharistie als reine mentale Erinnerung (extremer Symbolismus) deuten, zurückgewiesen werden.

Wenn anders gehandelt wird, kann die Lehre der wahren Gegenwart Christi in der Eucharistie entweder museal entleert oder missdeutet werden.

Anni Rickenbacher

Die gewalttätigen Winzer Mt 21,33–46
Versuch einer Auslegung mit besonderem Blick auf die sozialgeschichtliche Situation

Lizentiatsarbeit an der theologischen Fakultät der Universität Freiburg / Schweiz
Moderator: Prof. Dr. Max Küchler

Das Gleichnis von den gewalttätigen Winzern spricht mitten in die von Gewalt geprägte Lebenswelt der Menschen im Palästina der Zeitenwende und eröffnet gleichzeitig den Blick auf eine neue Weise des Miteinanders, die in der Tora grundgelegt und im Schicksal Jesu als universales Heilsangebot Wirklichkeit wird.

Im höchst spannend aufgebauten Gleichnis klingt eine Vielzahl von Deutungsebenen an, die im Kontext des Tempels, wo alle drei Synoptiker das Geschehen platzieren, oder in den mattäischen Erzählgemeinschaften der Worte und Taten Jesu plausibel erscheinen mussten. Einige davon sollen hier kurz skizziert werden.

In Mt 21,33 wird mit den Anklängen an das Weinberglied (Jes 5) die lange und befreiende Geschichte Gottes mit seinem Volk lebendig. Gottes Beziehung zu Israel und das aus dieser eine (zunächst rein innerweltlich verstandene) Zukunft überhaupt erst ermöglichende «Tun der Früchte» von Recht und Gerechtigkeit wird in den Raum gestellt. Diese einzigartige Beziehung ist in der Tora grundgelegt und wurde von den Prophet/innen immer wieder angemahnt. Dabei schwingt im Kontext des Tempels auch die besonders von Jeremia und Ben Sira zur Sprache gebrachte Trennung von Gottesdienst und Handeln in der Begegnung mit Armen und an den Rand Gedrängten mit.

Mit der Schilderung der Abreise des Eigentümers des Weinbergs und der Verpachtung an Weinbauern wird ein den frühchristlichen Gemeinden aus ihrem Alltag bekannter Topos aufgenommen. Gleichzeitig zeigt diese Aktualisierung, dass Jesus das Weinberglied in die von ihnen erlebte Situation mit Grossgrundbesitz und massiv verarmender Landbevölkerung hinein erzählt, in der traditionelle Konfliktlösungsmodelle nicht mehr greifen.

In der mattäischen Weise, die Sendung und das Schicksal der Sklaven zur Sprache zu bringen, klingt besonders deutlich die deuteronomistische Prophetenaussage vom gewaltsamen Geschick der Propheten an. Mit der die Sendung der Propheten überbietenden Sendung des Sohnes und seinem Schicksal kommt das Gleichnis zu seinem Höhepunkt. Die Erzählung wird detaillierter, Anklänge an die Passion Jesu kommen in den Blick.

In der Form einer prophetischen Gerichtsrede, die zur Selbstverurteilung der Verantwortungsträger führt, wird von Mattäus die Mitverantwortung der Führenden an der Hinrichtung Jesu, an der gewaltsamen Entwicklung bis zum jüdischen Krieg und indirekt auch die Ablehnung des Christusglaubens der sich nach dem Krieg immer mehr durchsetzenden Rabbinen thematisiert.

Doch damit ist nicht alles gesagt. In Mt 21,42–44 kommen die schon in den frühesten Überlieferungsstufen mit dem Winzergleichnis tradierten weiterführenden Deutungen in den Blick. Mit dem zum Paschahallel gehörenden Psalm 118 wird ein kaum fassbarer, staunenswerter Horizont eröffnet. Wie die ganze jüdische Gemeinde mit allen an JHWH Glaubenden das im Psalm formulierte Rettungsgeschick der

betenden Einzelperson als Verwirklichung des generellen Heilswillens Gottes erfährt, werden das völlig einmalige Leben, Sterben und die Auferweckung Jesu von den Frauen und Männern in den frühchristlichen Gemeinden in ihrer universalen Heilsbedeutung geglaubt.

Hier wird in metaphorischen Worten aufgezeigt, wie Gott seinem Heilswillen treu geblieben ist und die Sendung seines Sohnes nicht an Unglauben und Gewalttat scheitern liess. Im folgenden Wort vom Reich Gottes nimmt Mattäus die den Hierarchen in den Mund gelegte Wegnahme des Weinbergs und dessen Übergabe an andere auf und deutet das im Gleichnis aufgezeigte Geschehen auf Zukunft hin. Die Basileia wird einem Volk mit Menschen aus allen Nationen gegeben, das dadurch gekennzeichnet ist, dass es ihre (der Basileia) «Früchte tut.» Vers 44 eröffnet den Ausblick auf die entscheidende Wiederkunft des Menschensohnes, der die Basileia zu ihrer endgültigen Verwirklichung führen wird.

In den mattäischen Nachfolgegemeinschaften lebten palästinische und hellenistische Frauen, Männer und Kinder jüdischer Abstammung gemeinsam mit Christen heidnischer Herkunft. Die Frage, ob Letztere zur vollen Annahme der Tora verpflichtet werden sollten, war wohl noch nicht definitiv gelöst. Für den Verfasser des Mattäusevangeliums hatte die ganze Tora Gültigkeit. Wie die sich im Judentum durchsetzende Bewegung der Rabbinen stellte seine christliche Gemeinde Erbarmen und Wohltätigkeit vor Opfer und Reinheitsgebote. Mattäus lebte in der Zeit der Suche einer neuen Identität Israels nach der Zerstörung des Tempels. Er machte den Verantwortlichen Israels den Vorwurf, das Volk irrezuführen, während er dieses zu überzeugen suchte, dem wahren Lehrer Jesus zu folgen. Er wollte das Volk Israel sammeln, um es in die endgültige Basileia einzubringen.

Die mattäische Gutbotschaft ist fest verankert im Judentum und bricht dieses in gut jüdischer Tradition immer wieder auf. Die Worte und Taten Jesu, sein Sterben am Kreuz und seine Auferweckung, die auf der Grundlage der Schriften des Volkes Israel gedeutet werden, ermöglichen mitten in der konkreten Realität eine neue Weise des in der Tora aufgezeigten Miteinanders in der Gewissheit des Mit-Seins Gottes in Jesus Christus.

Die sich an alle Menschen richtende Verheissung des Reiches Gottes gilt auch heute. Wir sind aufgerufen, die Situation in der Welt im Licht dieser Gutbotschaft zu interpretieren. Daraus sind kreative Handlungsoptionen zu suchen und in die Tat umzusetzen. Nicht Resignation oder Gewalt sind gefragt, sondern das Einstimmen in das befreiende Handeln Gottes und seinen Willen einer Welt für alle.

Damit die Vielen leben können

Eva-Maria Faber

**Die eine Eucharistie –
in vielen Ortsgemeinschaften –
Nahrung auf je persönlichen Wegen**

Kommen wir in die Mitte, so wird es ganz einfach. Da stehen wir nicht vor komplizierten Systemen, müssen nicht schwierige Anwege gehen. Kommen wir in die Mitte, so wird es ganz einfach. Brot und Wein stehen bereit. Kommt und esst, nehmt und trinkt. Bereit steht, woraus wir leben können. Da, wo wir auf dem Weg sind, gesellt sich der Auferstandene zu uns und bricht uns wie den Jüngern von Emmaus das Brot. Unversehens ist er da und teilt uns seinen Frieden mit – damit die Vielen leben können.

Liebe Brüder und Schwestern, meine Damen und Herren, nein, ich halte jetzt keine Predigt, sondern einen Vortrag. Aber wie hält man einen Vortrag über etwas ganz Einfaches, ohne es künstlich kompliziert zu machen, ohne es als Einfaches zu zerstören und dem einfachen Sich-Nähern zu entziehen? Das Einfache nicht zerstören, das einfache Sich-Nähern nicht hindern: genau vor dieser Herausforderung stehen wir auch in der pastoralen Verantwortung. Wie können wir die Pastoral auch heute so gestalten, dass die Eucharistie zugänglich bleibt und dass diejenigen, die in der Gemeinschaft mit Jesus Christus und der Kirche leben wollen, «ganz einfach» aus ihr leben können? Welchen Ort geben wir der Eucharistiefeier, damit sie das sein kann, was sie für uns ist und sein muss: Quelle und Höhepunkt (SC 10) kirchlichen Lebens?

Aus den gegenwärtigen Diskussionen seien nur zwei Positionen hervorgehoben. Auf der einen Seite finden sich manche Pfarreien, in denen kein Priester zur Verfügung steht, damit ab, dass sie sonntags nur sehr unregelmässig Eucharistie feiern können und versammeln sich zur Wort-Gottes-Feier. Auf der anderen Seite wurde von Abt Martin Werlen angeregt, die Zahl der Pfarreien solle reduziert werden, indem Pfarreien aufgelöst und als Filialgemeinden einer Mutterkirche definiert werden und mit dieser zusammen eine einzige Pfarrei bilden. Das kirchliche Leben am Ort soll in den Filialgemeinden gepflegt werden. Diese sind aber nicht der Ort der sonntäglichen Eucharistiefeier, die vielmehr in der «Mutterkirche» gefeiert wird. Dort würde somit für eine grössere Region eine einzige sonntägliche Eucharistie gefeiert.

Diesen Positionen sei im Folgenden eine andere These entgegengestellt: Wir sollten, wo immer es möglich ist, Pfarreien bestehen lassen und sie als sonntägliche Eucharistiegemeinschaften bewahren. Die Eucharistie muss die einfache Mitte christlicher und kirchlicher Lebenszusammenhänge bleiben. Ich möchte diese These in drei Plädoyers entfalten.

1. Plädoyer gegen die Verkirchlichung der Sakramente

1.1. Theologische Überlegungen

«Du lässt auch mir zu essen / bringen, Brot und Wein, / dein Leben, / und fasst mich bei der Hand: / Ich sage dir: Steh auf! / Und ich erhebe mich aus meinem Tod / und fange an zu / singen»[1].

Das singende Ich in der Begegnung mit dem Herrn, hier inspiriert durch das Evangelium von der Auferweckung der Tochter des Jaïrus (Mk 5,41–43). Der Kommunionpsalter von Silja Walter hat keine Scheu, die Eucharistie als ganz persönliche Zuwendung Jesu zu «mir», zu mir ganz persönlich, zu suchen. Wie die Tochter des Jaïrus darf ich mich ganz im Mittelpunkt sehen; Jesus wendet sich mir zu. Natürlich wendet er sich auch allen anderen zu – aber in meiner Wahrnehmung darf ich mich durchaus auf seine Zuwendung zu mir konzentrieren, denn da, wo ich bin, geht es ihm wirklich um mich.

Ist das Frömmigkeit von gestern? Wir beurteilen den Heilsindividualismus früherer Zeiten heute kritisch. Die Liturgie und speziell die Feier der Eucharistie wurden lange Zeit nicht als gemeinschaftlicher Vollzug der Kirche empfunden. Liturgie schien ein Geschehen zu sein, das der Priester feierte und an dem viele einzelne teilnahmen. Demgegenüber brachten die Aufbrüche des 20. Jahrhunderts die Gemeinschaftsdimension der Kirche und der Liturgie in neuer Weise nahe.

Ich brauche die diesbezüglichen theologischen Entdeckungen hier nicht auszuführen, und ich möchte ausdrücklich betonen, dass ich die Notwendigkeit und den Wert dieser Neuorientierung weder bezweifle noch in Frage stelle. Rückblickend auf diese theologische Neuakzentuierung und ausblickend auf die heutige Situation mit ihren spezifischen Herausforderungen möchte ich aber die Gefahr einer gewissen Einseitigkeit unserer gegenwärtigen theologischen und kirchenamtlichen Perspektive ansprechen.

Zu entdecken waren die kirchliche Gemeinschaft und die ekklesiale Bedeutung der Sakramente. Ist darüber die Bedeutung der einzelnen in ihrer einmaligen Würde und unvertretbaren Verantwortung verloren gegangen?

Mir stellen sich solche Fragen auch für andere Zusammenhänge als die heute hier thematisierten:

a) Nach meiner Beobachtung spielt in pfarreilichen Zusammenhängen zuweilen das, was die einzelnen in ihrem beruflichen, familiären oder sonstigen Alltag leben, eine recht geringe Rolle. Was für die Menschen selbst im Vordergrund ihres Lebens steht, scheint im Raum der Gemeinde in den Hintergrund treten zu müssen. Wäre dies so, so würde die Pastoral den einzelnen in ihrer Lebenswirklichkeit nicht gerecht. Im übrigen würde eine Vernachlässigung des alltäglichen Lebens der einzelnen die kirchliche Sendung beeinträchtigen, kann doch das christliche Zeugnis heute in vielen Zusammenhängen nur von den einzelnen Christen und Christinnen vertreten sein.

b) In der offiziellen Begründung für eine zurückhaltende Praxis eucharistischer Gastfreundschaft auf katholischer Seite werden in erster Linie ekklesiale Gründe angeführt: Kirchengemeinschaft und Eucharistiegemeinschaft gehören zu-

sammen. Dieses Kriterium ist tragfähig, wenn es um die ökumenische Praxis auf ekklesialer Ebene (gegenseitige Einladung ganzer Gemeinden, generelle Interkommunion, Interzelebration) geht. Doch gibt es Grenzen dieser ekklesialen Betrachtungsweise, die durch eine legitime, am Menschen als Individuum orientierte Betrachtungsweise zu ergänzen ist. Die spezifische Situation von einzelnen Menschen kann nicht schlechthin mit der ekklesialen Situation zwischen den Kirchen in eins geschaut werden[2]. Die Wahrnehmung christlicher Existenz einseitig unter dem Aspekt der Kirchlichkeit würde die Würde der einzelnen Person verkennen, die als solche von Gott gemeint und berufen ist und vor Gott als dem Geheimnis des unverwechselbar eigenen Lebens steht. Die in der Taufe begründete Christusbeziehung stiftet einen unantastbaren Bereich der je persönlichen Heilssituation, der zwar in ekklesiale Zusammenhänge hineingebunden ist, darin jedoch nicht gänzlich aufgeht und im Letzten dem Zugriff ekklesialer Bewertung und Reglementierung entnommen ist[3].

Hat eine Verkirchlichung des christlichen Lebens stattgefunden, die in unguter Weise auf Kosten der einzelnen und ihrer spezifischen religiösen und christlichen Existenz geht?

Verkirchlichung christlichen Lebens findet statt, wenn heute von der Krise der Strukturen die einzelnen, die in den Pfarreien ihren Glauben leben wollen, in hohem Masse betroffen sind. Viele Kräfte nicht nur der Hauptamtlichen, sondern auch der Gemeindeglieder werden (würden) durch die Umstrukturierung pastoraler Räume (etwa im Sinne des Modells von Mutterkirche und Filialkirchen) gebunden. Die Aufmerksamkeit wird von dem, was Christsein heute existentiell bedeutet, auf die Gestaltung kirchlicher Wirklichkeit gelenkt.

Konkret und zugespitzt formuliert: Denjenigen, die heute selbstverständlich ihren Glauben leben wollen – und wir wissen, dass dies nicht selbstverständlich ist und heute eine persönliche Entscheidung abfordert –, wird abverlangt, ausser dieser persönlichen Entscheidung und Herausforderung auch noch die institutionellen Umbrüche auszuhalten. Diejenigen, die selbstverständlich Eucharistie feiern wollen und dies legitimerweise vielleicht auch primär als Teil ihres persönlichen Glaubenslebens tun wollen, werden genötigt, dafür Umwege kirchlicher Bewusstseinsbildung zu gehen. Diejenigen, die Eucharistie feiern möchten, werden genötigt, sich damit auseinanderzusetzen, dass sie dies nicht mehr am Ort tun können: Ihnen soll das Bewusstsein dafür geweckt werden, dass grossräumig gedacht werden muss.

Gewiss ist die Eucharistie ein ekklesialer Vollzug. Eucharistie feiern, den Leib Christi empfangen und sich selbst in den ekklesialen Leib Christi hineinnehmen lassen, diese Momente gehören zusammen. Doch sollten wir den ekklesialen Anspruch nicht vereinseitigen, die Eucharistie nicht schlechthin verkirchlichen. Die einzelnen dürfen und sollen die Eucharistie auch als Nahrung auf ihren je persönlichen Wegen verstehen. Damit aber ist der Anspruch gestellt, die Feier der Eucharistie an den Bedürfnissen der Menschen zu orientieren und ihren Ort nahe an ihrem Lebensraum zu wählen.

Das heisst: Ekklesiale und persönliche Belange und Kriterien sind für die Gestaltgebung der Eucharistiefeier auszubalancieren. Es gibt ekklesiale Vorgaben, die nicht zur Disposition stehen (z. B. die Bindung der Eucharistiefeier an ordinierte Amtsträger). Dürfen wir sie aber so in strukturelle Entscheidungen ummünzen, dass darüber die lebensweltlichen Belange der Menschen doch sehr stark ins Hintertreffen geraten? Das Gewicht wäre dann einseitig auf die Waagschale der ekklesialen Aspekte gelegt.

Dagegen möchte ich das Plädoyer setzen: Die Menschen sollen die sonntägliche Eucharistie feiern dürfen, die sie für ihren Alltag stärkt, und wir sollten ihnen, wo immer möglich, nicht unnötigen Aufbruch in grössere ekklesiale Strukturen hinein zumuten.

1.2. Pastorale Konkretisierung

Faktisch begegnet uns in der Pastoral hinreichend Widerstand gegen die Verkirchlichung, zumindest von Menschen, die nicht zum Kern der Pfarreien gehören. Den Konflikt, der entsteht, kleide ich in die knappe Formel: Die Menschen wollen religiös sein; wir wollen, dass die Menschen kirchlich sind.

Zunächst ein Beispiel aus anderem Kontext. Wir haben, ganz auf der Linie der Wiederentdeckung der Kirche und der ekklesialen Dimension der Sakramente, die Taufe etwas einseitig als Eingliederung in die Kirche verstanden und eine entsprechende Taufpastoral gestaltet. Menschen heute fragen jedoch nach dem Aufgehobensein des Lebens bei Gott und bitten deswegen um die Taufe ihrer Kinder. Der Kirchen- oder Pfarreibezug steht für sie eher im Hintergrund. Müssen wir, sollen wir, dürfen wir die Menschen nötigen, sich den Kirchenbezug als prioritär anzueignen, oder dürfen die Menschen nicht legitimerweise zuerst das Geheimnis Gottes in ihrem Leben suchen und von uns die Wegleitung in dieses Geheimnis erwarten? Ich bin froh, dass das Bistum Chur in seiner Handreichung zur Taufpastoral den Akzent auf diese mystagogische Dimension der Taufe legt. Das Hineinwachsen von Taufeltern und von Kindern in die Gemeinde kann dann eher als Frucht des Geschehens erhofft werden; es kann gelassen abgewartet werden, wie es sich auf dem religiösen Weg der einzelnen einstellt.

Die Situation sieht im Bereich der Eucharistiegemeinden sicherlich etwas anders aus. Die Menschen, die heute zu Eucharistiegemeinden zusammenkommen, stehen der kirchlichen Gemeinschaft in der Regel nahe. Sie haben entdeckt, wie gut es ihnen tut, ihren Glauben in der Gemeinschaft mit anderen Glaubenden zu leben und zu feiern. Und doch sind auch die Eucharistiefeiernden Menschen, die sich für ihren ganz persönlichen Alltag stärken lassen möchten.

Früher hörte man manchmal vorwurfsvolle Bemerkungen gegen die sog. «Sonntagschristen»: «Die sieht man nur sonntags in der Kirche, sonst lassen sie sich nicht sehen». Das dürfte heute weniger ein Problem sein; wir freuen uns über jene, die sich sonntags sehen lassen. Und doch gibt es in den meisten Seelsorgern wohl immer noch den geheimen Wunsch, es würden alle, die sich im sonntäglichen Gemeindegottesdienst versammeln, auch «mittun» in der Pfarrei. Demgegenüber möchte ich das von Dieter Emeis formulierte «Lob der Sonntagsgemeinden» zitieren. «Es gibt Sonntagsgemeinden, die in unserer Gesellschaft zumindest so etwas wie die Ahnung einer festlichen Qualität des Lebens lebendig erhalten. Dies gilt insbesondere dort, wo Christen in die sonntägliche Versammlung die in der vergangenen Woche familiär, nachbarschaftlich, kollegial, politisch oder beruflich gelebte alltägliche Diakonie mit einbringen und dafür geistliche Erneuerung suchen. Es gibt Sonntagschristen im guten Sinn dieses Wortes, bei denen Sonntag und Alltag nicht nebeneinander stehen, bei denen vielmehr der Alltag in die Feier des Sonntags eingeht und aus dieser Feier der Alltag Inspiration, Stärkung und Motivation empfängt»[4]. Ich möchte ergänzen: Dies kann geschehen, ohne dass dies von Seelsorgern wahrnehmbar wäre. Wir sehen nicht, was Menschen in ihrem Alltag leben, aber wir sollten zunächst einmal das positive Vorurteil pflegen, dass die Menschen ihre Berufung in ihrem Alltag gefunden haben und darin das, was sie vom Evangelium verstanden haben, leben.

Deswegen sollen die Menschen die sonntägliche Eucharistie feiern dürfen, die sie für ihren Alltag stärkt, und nicht die Seelsorger haben zu entscheiden, wie viel an kirchlichem, gemeindlichem Engagement eigentlich noch wünschenswert wäre.

Die Menschen wollen religiös sein; wir wollen, dass die Menschen kirchlich sind: Dies gilt auch für die Feier der Eucharistie, und das sollte uns nachdenklich machen, wenn es um die Frage pastoraler Strukturen geht. Wir dürfen das Leben der Pfarreien auch im Blick auf «Kerngemeinden» nicht an den religiösen Bedürfnissen der Menschen vorbei gestalten. Natürlich ist die Frage, was heute ankommt und was nicht ankommt, nicht das letzte Kriterium für pastorales Handeln. Und doch müssen wir uns fragen, ob wir die Menschen auf dem Ohr ansprechen, auf dem sie musikalisch sind. Wir leben in einer Zeit, in der die religiöse Orientierung von Menschen sehr individuell und existentiell geprägt ist. Darauf weist Alfred Dubach hin: «Können sich religiöse Orientierungen heute nicht anders formieren als unter der Bedingung struktureller Individualisierung, dann dürfte es unmittelbar deutlich sein, dass sich christliche Lebenspraxis nicht ausschliesslich unter Bezug auf kirchliche Partizipation beschreiben lässt»[5]. Aus diesem Grund ist die Eucharistiefeier am gewohnten Ort religiöser Beheimatung Menschen wichtiger, als alle strukturellen Gründe, die von anderer Seite für ekklesiale Umstrukturierungen benannt werden könnten. Wir überfordern Menschen, wenn wir die ekklesialen Rahmenbedingungen übermächtig werden lassen und die Strukturkrisen an ihnen sich auswirken lassen.

Deswegen nochmals das Plädoyer: Die Menschen sollen die sonntägliche Eucharistie feiern dürfen, die sie für ihren Alltag stärkt, und wir sollten ihnen, wo immer möglich, nicht unnötigen Aufbruch in grössere ekklesiale Strukturen hinein zumuten.

2. Plädoyer für die Wertschätzung der «Wenigen»

Manchmal wird – fast wie erleichtert, fast wie etwas triumphierend – darauf hingewiesen, dass es ja nicht nur einen Priestermangel gibt, sondern auch einen «Gläubigenmangel». In dem Empfinden, dass es tatsächlich etwas fragwürdig wäre, die Gläubigen zum Aufbruch aus den bisherigen Pfarreistrukturen zu nötigen, wenn dadurch gesundes Pfarreileben beeinträchtigt würde, ist es vielleicht entlastend, sagen zu können: Wir (Kirchenleitung) muten euch (den Gläubigen in den Gemeinden) ja nicht nur die Folgen unserer Strukturkrisen zu, sondern «ihr selbst» seid ja ebenso ein Problem. Der Kirchenbesuch nimmt ab; manchmal ist von «leeren Kirchen» die Rede. Depression wird verbreitet.

Ich habe bei meinem Gang in sonntägliche oder werktägliche Eucharistiefeiern noch nie, wirklich nie eine leere Kirche angetroffen. Und ich empfinde es als Affront gegen diejenigen, die sich sonntags in der Kirche einfinden, wenn sie sich das Wort von den leeren Kirchen anhören müssen, als seien sie durchsichtig, nicht vorhanden, nicht aussagekräftig.

Die Kirchenbänke sind nicht mehr so gefüllt wie früher einmal. Wir wissen, warum. Sozialkontrolle, traditionelle Faktoren sind zurückgetreten, und religiöse Bedürfnisse werden auch durch andere religiöse «Anbieter» befriedigt. Wer heute am kirchlichen Leben und an der Liturgie teilnimmt, tut dies aus Überzeugung. Wäre es früher schon notwendig gewesen, den Kirchgang in persönlicher Überzeugung zu verankern, hätten auch früher nicht so viele Menschen an den Gottesdiensten teilgenommen. Die Kirchenbänke sind nicht mehr so gefüllt wie früher einmal, aber sie sind gefüllt mit Menschen, denen viel an ihrem Glauben liegt.

Die Kirchenbänke sind nicht mehr so gefüllt wie früher einmal. In vielen Pfarreien sind sie gleichwohl beachtlich gefüllt. Es gibt wohl keine Institution in unserer Gesellschaft, die wöchentlich (sonntäglich) so viele Menschen aktiviert und versammelt. Dies zu missachten ist sträflich.

Die Kirchenbänke sind nicht mehr so gefüllt wie früher einmal. Genügt dies, um diejenigen, die da sind, weiterzuverweisen auf die «Mutterkirche»? Sind es wirklich so wenige, dass eine Feier nicht mehr möglich ist? Wie wertvoll sind uns die «Wenigen»? Dürfen wir das Risiko eingehen, dass gerade die Zusammenfassung mehrerer Eucharistiegemeinden die Zahl derer, die sich zur Feier versammeln, weiter verringert?

Wir müssen uns Rechenschaft darüber ablegen, dass der Kraftaufwand für die einzelnen zu hoch werden könnte. Es geht nicht an, dies mit Achselzucken zu begleiten und womöglich mit einer negativen Wertung zu begleiten: «Wem der Kirchgang nicht so viel wert ist, dass er oder sie nicht auch in die ‹Mutterpfarrei› fährt, dem ist nicht zu helfen». Wir wissen alle sehr gut, dass Kirchgang in Familien nicht selbstverständlich ist und dass sich manchmal ein Partner Sonntag für Sonntag allein auf den Weg macht und diese Entscheidung auch der Familie zumutet. Wird der Aufwand höher, kann dies die Belastungsfähigkeit einer Familie übersteigen.

Zudem darf nicht übersehen werden, dass in unserer so mobilen Gesellschaft nicht wenige Menschen nicht oder nur schwer an der viel zitierten Mobilität teilnehmen: ältere und kranke Menschen ebenso wie Familien mit Kindern und zahlreiche Personen, die bewusst auf ein eigenes Auto verzichten. So sehr die pastorale Aufmerksamkeit die neuen Chancen nutzen muss, sich in mobilisierter Gesellschaft zu versammeln: «sie muss zum anderen diejenigen im Blick behalten, die nicht oder nur begrenzt an der Mobilität teilhaben und dort Versammlungsmöglichkeiten brauchen, wo sie täglich leben»[6].

Es sind nicht überall nur noch ganz wenige. Und selbst wenn es so wäre: die Wenigen sind bedeutsam. Und die wenigen sind Kirche. Ich möchte hier nochmals das Ich von Silja Walter aufgreifen, dieses persönliche, «individualistische» Ich der persönlichen Kommunionfrömmigkeit. Gerade am Ort dieses Ich entsteht Kirche. Die anfangs zitierte Sequenz geht weiter:

«Du lässt auch mir zu essen / bringen, Brot und Wein, / dein Leben, / und fasst mich bei der Hand: / Ich sage dir: Steh auf! / Und ich erhebe mich aus meinem Tod / und fange an zu / singen.

Und wieder / ist dein ganzer Leib erweckt. / Dein Heil, / das einem deiner Glieder / wird zuteil, / kreist lebenspendend / in das todverseuchte Herz / der Welt»[7].

Die Wenigen sind der Ort, an dem die Kirche Gestalt annimmt und durch den sie zugänglich wird für jene, die das Zeugnis der Kirche brauchen, weil sie auf der Suche sind. Missionarisch Kirche sind wir nicht durch Grossraumpfarreien, sondern indem Menschen am Ort miteinander Kirche sind. Das Bewusstsein dafür, dass das Leben der Kirche von mir und meiner Präsenz abhängt, wird durch die Verlagerung der sonntäglichen Eucharistiefeier in grössere Einheiten ebenso wenig gefördert wie das Bewusstsein dafür, dass es gilt, dem Evangelium einen Ort zu geben, von dem aus es ausstrahlen kann.

Ich möchte hier nicht bestreiten, dass es Orte gibt, an denen Pfarreien und Gottesdienstgemeinden zu klein werden. Es sind mancherorts Pfarreien gegründet worden, wo es vielleicht noch nie sehr sinnvoll war. Hier sind auch Zusammenlegungen mit anderen Pfarreien durchaus sinnvoll. Mit meinen Bedenken möchte ich Einspruch erheben gegen eine zu leichtfertige Rede vom «Gläubigenmangel» und gegen ein Aufheben von Pfarreien dort, wo kirchliche Ortsgemeinschaften und Liturgiegemeinschaften lebensfähig sind.

3. In welchen Grössenordnungen soll Gemeinde leben und Eucharistie feiern?

Damit ist die Frage gestellt, welches lebensfähige und gemeinschaftsfähige Grössen für Pfarreien sind.

3.1. Pastoralsoziologische Vorüberlegungen

Soziologische Analysen können uns vor Augen führen, dass wir mit der Auflösung oder Relativierung der kleinen pastoralen Einheiten gegen die Entwicklungen unserer Zeit arbeiten würden.

a) Es ist Grundtenor der soziologischen Analysen zur Religiosität von Menschen heute, dass die institutionellen Gestalten von Religion an Einfluss verlieren zugunsten von «schwächeren» Ausprägungen von Religion. Viele Menschen wenden sich religiösen Sinnangeboten zu, die leicht zugänglich sind und eine geringe institutionelle Verbindlichkeit einfordern. Natürlich können wir deswegen nicht die institutionellen Züge der Kirche und auch die Herausforderung zur Verbindlichkeit nicht abschaffen. Die Frage ist aber, wie wir die institutionellen Züge der Kirche verbinden mit Nähe zu biographischen Zusammenhängen und Lebenswelten der Menschen. Wenn Lebensschwerpunkte von Pfarreien in grossräumigere Strukturen verlagert werden, wird genau diese Nähe abgebaut. Die Belange der Institution werden höher gewichtet als das flexible Eingehen auf Lebenswirklichkeiten der Menschen.

b) Die Abwendung der Menschen von Institutionen geht nicht einher mit purer Vereinzelung. Dies haben gerade die neueren soziologischen Studien deutlich herausgestellt, gegenläufig zu einer missverstandenen Auslegung der Individualisierungsthese, der zufolge «jede/r ein Sonderfall» ist. Die Individualisierung hebt das Bedürfnis nach stützenden sozialen Zusammenhängen nicht auf. «Ganz im Gegenteil, je weniger die Apparate der grossen religiösen Institutionen in der Lage zu sein scheinen, Einfluss auf das Leben von Anhängern zu nehmen, die als glaubende Subjekte ihre Freiheit in Anspruch nehmen, umso mehr ist ein Aufblühen von Gruppen, Netzwerken und Gemeinschaften zu beobachten, in denen die Individuen ihre spirituellen Erfahrungen austauschen und wechselseitig validieren»[8]. Wenn wir Eucharistie in immer grössere Eucharistiegemeinschaften verlegen, schauen wir an diesen Trends geradewegs vorbei.

c) Megatrends lösen Gegenbewegungen, Gegentrends aus. «Komplementär zur Globalisierung vollzieht sich der Trend der ‹Lokalisierung›; so wird häufig auch von ‹Glokalisierung› gesprochen»[9]. Menschen suchen auf lokaler Ebene Beheimatung zur Stärkung der eigenen Identität, auch der religiösen Identität. Die Kirchen sind froh darüber, dass in dörflichen Gebieten etwa die Neigung der Menschen, aus den Kirchen auszutreten, erheblich geringer ist als in städtischen Zusammenhängen. Brigitte Fuchs beschreibt das Phänomen der Lokalisierung so: «Lokalisierung bedeutet den Versuch, die Identität durch Verankerung im kulturellen und menschlichen Umfeld einer Region oder eines Ortes zu vergewissern und zu stabilisieren. Die Tiefe der Verankerung, die bereits in der primären Sozialisation grundgelegt wird, kann später kaum noch erreicht werden. Religiöse Herkunftsbindung über die Sozialisation hat immer auch eine lokale Bindung, eine Bindung an den Ort, an dem die Erstkommunion stattgefunden hat, an dem Jugend- und Schülergottesdienste gefeiert wurden, an dem die Jugendgruppe getagt hat – und eine Bindung an das soziale Umfeld. Auch später entstehen jedoch noch lokale Bindungen durch Gewohnheiten, durch Riten und Hineinwachsen in eine Gemeinschaft. In kleineren Orten, die räumlich überschaubarer sind und wo die soziale Bindung höher ist, ist die Austrittsneigung

aus der Kirche deutlich kleiner als in Gemeinden mit 5000 bis 100 000 Einwohnern und darüber. ... Menschen heute haben ein Bedürfnis und Gespür für die Vertiefung lokaler Bindung durch lokales altes kirchliches Brauchtum und lokale religiöse Riten entwickelt»[10].

Was tun wir, wenn wir dieses Potential an kirchlicher Beheimatung aufs Spiel setzen? Dürfen wir über die emotionale Beheimatung von Menschen, die mit konkreten Kirchenräumen ebenso wie mit lokalen Gemeinschaften zu tun hat, hinweggehen? Die Schwierigkeiten des «Transfers» in grossräumigere Eucharistiegemeinden darf nicht unterschätzt werden.

3.2. Theologische Vertiefung

In welchen Grössenordnungen soll Gemeinde leben und Eucharistie feiern? Es ist nicht selbstverständlich, auf solche Fragen aus dogmatischer Perspektive zu antworten. Die katholische Ekklesiologie hat zum Konstruktionspunkt die bischöfliche Ortskirche, die im Miteinander mit anderen Kirchen selbst im Vollsinn Kirche ist. Die Pfarrei hat «dogmatisch» gesehen demgegenüber weniger Gewicht. Doch wenn geschaut wird, wo die Kirche Gestalt wird, wo sie konkret zusammenkommt und eben auch: wo sie Eucharistie feiert, dann kann man nicht bei der bischöflichen Ortskirche heutigen Zuschnitts stehen bleiben. Erfahrbar wird die Kirche in der Regel zuerst in den kirchlichen Gemeinschaften am Ort.

Unbestritten ist, dass die einzelne Pfarrei nicht im umfassenden Sinn Kirche zu verwirklichen braucht und nach katholischem Verständnis weder autark noch autonom ist. Das Gebundensein an die bischöfliche Ortskirche und an die Gesamtkirche ist auch eine Stärke der katholischen Ekklesiologie, die wir ruhig etwas selbstbewusster vertreten können. Diese Abhängigkeit macht die einzelne Ortsgemeinschaft aber nicht überflüssig. Sie kann auch nicht beliebig umdefiniert und neu umschrieben werden mit dem Argument, dass sie ja ohnehin keine dogmatische Wirklichkeit sei. Auch wenn es kein absolutes Mass für die Grösse einer Pfarrei gibt, kein letztes dogmatisches Kriterium, lassen sich doch anhand von geographischen und historischen Gegebenheiten und unter Berücksichtigung der Möglichkeiten menschlicher Beziehungsfähigkeit Grenzen abstecken. Sollen Gemeinschaften Lebenszusammenhänge sein und persönliche Beziehungen ermöglichen, dann können sie nicht beliebig gross sein.

Wo immer von grösseren Seelsorgeräumen die Rede ist, wird dem ja auch Rechnung getragen, indem die Pfarreiverbände, Seelsorgeräume (oder wie immer man dies nennt) nur der Rahmen sind für noch mehr oder weniger eigenständige Pfarreien oder jedenfalls gemeindliche Einheiten («Filialkirchen»). Die Frage, die hier zu stellen ist, ist präzise die: Welches ist in solch grösseren Zusammenhängen der Ort der sonntäglichen Eucharistiefeier? Ist es verantwortbar, die Pfarreien als Filialgemeinden einer Mutterpfarrei zu definieren, in der allein eine sonntägliche Eucharistiefeier stattfindet?

3.3. Perspektiven paulinischer Theologie

Ich möchte diese Frage mit einem Blick auf den 1. Korintherbrief beleuchten und gnadentheologisch beantworten.

Der erste Korintherbrief beschreibt die Gemeinde in zweierlei Hinsicht als Leib Christi. 1 Kor 10, 16f begründet Paulus die Rede von der Gemeinde als Leib Christi im *Herrenmahl*. «*Ein* Brot ist es. Darum sind wir viele *ein* Leib, denn wir alle haben teil an dem einen Brot» (1 Kor 10, 17).

Die Gemeinde, die so durch das Herrenmahl zum Leib Christi vereint wird, beschreibt Paulus im 12. Kapitel als den *Leib der vielen Glieder* (1 Kor 12, 12–27).

Das heisst: Die als Leib Christi durch die Eucharistie begründete Gemeinde ist eine solche, die ihr Leib-Christi-Sein auch dadurch realisiert, dass die einzelnen sich als Glieder des Leibes und dadurch in Hinordnung aufeinander und im Dienst aneinander erfahren.

Beide Aspekte sind zusammenzuhalten. Die Gemeinde, die durch die Eucharistie als

Leib Christi konstituiert wird, ist die Gemeinde jener Menschen, die ihre in der Eucharistie grundgelegte Gliedschaft am Leib Christi auch konkret im Zusammenspiel der verschiedenen Glieder einholen[11]. Wo Lebensgemeinschaft der Gemeinde (Dienstgemeinschaft, Dienst aneinander und Dienst für die Welt) und Eucharistiegemeinschaft auseinanderfallen, wird diesem im 1. Korintherbrief beschriebenen Zusammenhang nicht mehr Rechnung getragen.

Letztlich geht es um das Prinzip Gnade. Wo wir pastorale Strukturen entwickeln, die Lebenswirklichkeit und Eucharistievollzug der Gemeinden auseinander fallen lassen, geben wir einem Kirchenverständnis Raum, welches die menschliche Verantwortung für die Kirche nicht mehr hinreichend an das Gründen der Kirche in der Gegenwart des Auferstandenen zurückbindet. Die Kirche entspringt der Eucharistie, so der Grundtenor der eucharistischen Ekklesiologie der Ostkirchen ebenso wie der Ekklesiologie des II. Vatikanischen Konzils. Die Enzyklika «Ecclesia de Eucharistia» (2003) von Johannes Paul II. hat dies bekräftigt. Gewiss ist die Eucharistie nicht der einzige Vollzug, der die Kirche an die Gegenwart des Auferstandenen bindet und der Kirche die Gnade einstiftet. Aber die Eucharistie ist die Feier, in der die Gegenwart des Auferstandenen zu besonderem Ausdruck kommen darf und in der wir – im Sinne von SC 10 – zum Höhepunkt und zur Quelle kirchlichen Lebens kommen, dass wir nämlich nicht aus uns selbst, sondern aus Gnade, aus der Kraft Jesu Christi leben. Darum ist die Eucharistie, wo immer möglich, die Feier, zu der sich die Gemeinde am Sonntag versammelt.

Wenn Filialgemeinden zwar kirchliches Leben aufbauen sollen und wenn dort realistischerweise der Ort von konkretem gemeindlichen Miteinander ist, wenn aber diese Filialgemeinden nicht auch der Ort der sonntäglichen Eucharistiefeier sind, dann entsteht eine Schieflage. Denn dann verselbständigt sich das menschliche Tun zum Aufbau kirchlichen Lebens. Es wird nicht mehr hinreichend erfahrbar, dass Kirche in Gnade gründet: dass der Grund und die Einheit all dessen, was wir leben und tun, in Jesus Christus liegt.

Abschliessende Überlegungen

Ich wiederhole meine These vom Anfang: Wir sollten, wo immer es möglich ist, Pfarreien bestehen lassen, und zwar: sie als sonntägliche Eucharistiegemeinschaften bewahren. Es kann nicht pastorales Ziel sein, die Zahl der Eucharistiegemeinden zu reduzieren, vielmehr gilt es umgekehrt, «möglichst vielen Gemeinden die eine sonntägliche Eucharistiefeier zu ermöglichen»[12]. Nur so bleibt die Eucharistie die einfache Mitte kirchlicher Lebenszusammenhänge.

Ist dies unrealistische Vision? Verdrängung pastoraler Wirklichkeiten? Muss man sagen: Wir sollten dies, wo immer es möglich ist, tun – aber es ist leider an zu vielen Orten nicht mehr möglich? Ich meine, dass dies nicht stimmt, wenn Sorge zu diesem Ziel getragen wird.

Im Bistum Chur haben wir nach meiner Einschätzung immer noch genügend Priester, um bei einer sinnvollen pastoralen Planung in jeder Pfarrei eine sonntägliche Eucharistiefeier zu ermöglichen. In manchen Pfarreien wäre zu prüfen, ob eine von mehreren Eucharistiefeiern verzichtbar ist, so dass der entsprechende Priester frei wäre, der Eucharistiefeier in einer von einer Pastoralassistentin oder einem Diakon geleiteten Pfarrei vorzustehen.

Die Rede von einem eingeflogenen Priester sollten wir abstellen. Natürlich ist es schöner (und theologisch-ekklesiologisch richtiger), wenn Gemeindeleitung und Eucharistievorsitz zusammengehen und ein umfassenderes Beziehungsverhältnis zwischen Priester und Gemeinde besteht. Aber auch ein Priester, der in einer anderen Pfarrei Eucharistie feiert, ist nicht ein Fremder. Er selbst dürfte, wenn er für eine Pfarrei in umfassender Weise seelsorglich verantwortlich sein kann, hinreichend eingebunden sein, um nicht das Gefühl zu haben, als «blosser Sakramentenspender» zu verkommen.

Ich verwende diese letzte Formulierung, um auch sie zu hinterfragen. Die Feier der Sakramente ist nicht in einer Weise zu verunglimpfen, als sei die Verantwortung dafür ein ungeistliches, mechanisches Geschehen. Der ordinierte Amtsträger hat die schöne Aufgabe, in den sakramentalen kirchlichen Zusammenhängen einzustehen dafür, dass wir aus dem Geschenk leben dürfen. Das ist eine schöne Aufgabe auch in einer liturgischen Gemeinschaft, die nicht der eigenen Seelsorge anvertraut ist. Die Wege, die ein Priester dafür in eine andere Pfarrei auf sich nehmen muss, sollten ihm zumutbar sein – es sind dieselben Wege, die wir den Menschen in den Pfarreien zumuten würden, wenn wir sie auffordern würden, für die sonntägliche Eucharistiefeier die «Mutterkirche» aufzusuchen.

---

[1] Silja Walter: Das Wort ist Brot geworden. Kommunionpsalter. Freiburg i. Br.: Herder, 1992, 86.

[2] Denn, so ist mit Walter Kasper festzuhalten: «Die Einheit der Kirche ist keine totalitäre Grösse, welche den Einzelnen ‹aufsaugt› und gnadenlos einer abstrakten Einheitsideologie unterordnet. Der Einzelne wird vielmehr in seiner persönlich unableitbaren je einmaligen Situation ernst genommen. Deshalb anerkennt die Kirche unter bestimmten Bedingungen individuelle Lösungen»: Walter Kasper: Sakrament der Einheit. Eucharistie und Kirche. Freiburg i. Br.: Herder, 2004, 139. Vgl. ebd. 69: «Natürlich lassen sich kirchenrechtlich nicht alle denkbaren individuellen Einzelsituationen auflisten; das Kirchenrecht steckt einen verbindlichen Rahmen ab, innerhalb dessen man pastoral verantwortlich handeln kann.» Gemeint sind Lösungen, «welche der jeweiligen persönlichen Situation und der Vielfalt des Lebens gerecht werden»: ebd. 70.

[3] Vgl. Eva-Maria Faber: Baptismale Ökumene. Tauftheologische Orientierungen für den ökumenischen Weg. In: Dorothea Sattler (Hrsg.); Gunther Wenz (Hrsg.); Theodor Schneider (FS): Sakramente ökumenisch feiern. Vorüberlegungen für die Erfüllung einer Hoffnung. Mainz: Grünewald, 2005, 101–123.

[4] Dieter Emeis: Ermutigung durch realistische Visionen. Eine Fortschreibung der Praktischen Theologie der Gemeinde. In: Franz Annen (Hrsg.): Salz der Erde. Die Kraft des Evangeliums für unsere Zeit. Zürich: NZN, 2003 (Forum Pastoral 1), 137–158, 148.

[5] Alfred Dubach: Religiosität in der Dynamik der entfalteten Moderne. In: ders.; Brigitte Fuchs: Ein neues Modell von Religion. Zweite Schweizer Sonderfallstudie – Herausforderung für die Kirchen. Zürich: TVZ [Edition NZN bei TVZ], 2005, 13–166, 63.

[6] Emeis, Ermutigung 154f.

[7] Walter, Wort 86f.

[8] Danièle Hervieu-Léger: Pilger und Konvertiten. Religion in Bewegung. Würzburg: Ergon, 2004 (Religion in der Gesellschaft 17), 12. Siehe dazu auch: Roland J. Campiche: Die zwei Gesichter der Religion. Faszination und Entzauberung. Zürich: Theologischer Verlag, 2005.

[9] Brigitte Fuchs, Der Blick nach vorne. Pastoraltheologische Überlegungen zur zweiten Sonderfallstudie. In: Alfred Dubach; Brigitte Fuchs, Ein neues Modell von Religion. Zweite Schweizer Sonderfallstudie – Herausforderung für die Kirchen. Zürich: TVZ [Edition NZN bei TVZ], 2005, 167–235, 196.

[10] Fuchs, Blick 197f.

[11] «Wenn Paulus die Ekklesia als ‚Leib in Christus' (Röm 12,5) und gar als ‹Leib Christi› (1 Kor 12,27) bezeichnet, sagt er: Die Ekklesia ist jener Ort, wo im Vorgriff auf die kommende Vollendung authentische Gemeinschaft der Menschen untereinander und mit Gott wächst. ... Ort geglückter Gemeinschaft kann die Ekklesia nicht aus den eigenen Kräften ihrer Glieder, sondern nur aus Gnade sein: insofern sich in ihr die Proexistenz und Theozentrik Jesu Christi als rettende Macht Gottes erfahrbar macht. Dadurch werden die Glieder des Leibes Christi zugleich darauf verpflichtet, in ihren konkreten Lebensvollzügen, sowohl in ihren sozialen Beziehungen wie auch in ihrem Gottesdienst, die Kraft des Geistes zur Wirkung kommen zu lassen, der die Ekklesia als den Leib Christi konstituiert»: Thomas Söding: «Ihr aber seid der Leib Christi» (1 Kor 12,27). Exegetische Beobachtungen an einem zentralen Motiv paulinischer Ekklesiologie. In: Cath 45 (1991) 135–162, 158.

[12] Kasper, Sakrament 19.

Dem Artikel liegt das Referat zugrunde, das *Prof. Eva-Maria Faber* an der Pastoralliturgischen Werkwoche des Liturgischen Instituts der deutschsprachigen Schweiz und des Instituts für Liturgiewissenschaft der Universität Freiburg «Leib Christi sein – feiern – werden» vom 3.–5. Oktober 2005 im Haus Bethanien, St. Niklausen, gehalten hat.

Studierende 2005 / 2006

An der THC Studierende		Anderswo Studierende	

Einführungsjahr für Priesteramtskandidaten

Adams Denis, Lenzburg
Graier Thomas, Basel
Hollenstein Silvan, Wilen SG
Speck Christian, Unterägeri
Vogel Christian, Horw LU

Hauptstudium

1. Kurs	Benz Michael, Walenstadt°*	Küng Stefan	Fribourg
	Berlinger Andreas, Hünibach BE		
	Brunner Roger, Mümliswil*		
	Dahinden Michael, Altdorf		
	Dütschler Patrick, Thun°*		
	Huber Claudia, Schwarzenbach SG°*		
	Köppel Judith, Reichenburg SZ°		
	Mantovani Martino, Lostallo GR		
2. Kurs	Bieler Clau Martin, Rabius	Hegglin Süss Lucia	Luzern
	Bühler Peter, Triesenberg°	Köhle Marcel	Fribourg
	Anderegg Ilona, Splügen	Papagni Francesco	Luzern
	Nan Daniela, Rumänien°*	Widmer Thomas	Rom
	Neira Andreas, Domat/Ems GR°	Zala Ennio	Fribourg
	Peng-Coccia Mathilda, Flims°		
	Stucki Verena, Mauren°		
	Süess Marco, Gossau SG*		
	Tribull Tanja, Rorschach°*		
	Varandas Luis, Zürich		
	Zieba Jan, Chur°		
3. Kurs	Calusic Zeljko, Päffikon ZH°	Füglistaller Theo	Rom
	Darojkovic Sr. Ivanka, St. Gallen°*	Huwiler Nina	Luzern
	Menge Esther, Chur°	Luntzer Willi	Prag
	Schläpfer Patrick, Jonschwil°*	Pesenti Davide	Fribourg
	Schmid Roger, Triengen°*		
4. Kurs	Dettling Markus, Schwyz	Amschler Rita DBW	Luzern
	Hermsdorf Arthur, Wald ZH°	Gabathuler Domenic	Luzern
	Schelling Claudine, St. Gallen°*	Limacher Markus DBW	Luzern
	Sigg Stephan, Rheineck°*	Müller Daniel	Luzern
		Neff Rita DBW	Luzern

An der THC Studierende		Anderswo Studierende	
5. Kurs	Auer Beat, Andelfingen	Burri Esther	Luzern
	Ott Sr. Jasmin, Quarten°*	Cantero Linda	Fribourg
	Tomaschett Guido, Domat/Ems°	Juricic Mirjana	Luzern
		Marty Annemarie	Luzern
		Meyer Andrea DBW	Luzern
		Tscherfinger Christina DBW	Luzern
		Wettstein Christoph	Luzern

Lizentiatskurs

Büdke Lisbeth Helga*
Diederen Andreas
Dosch Alexandra
Emeodi Emeka Ernest*
Falow Andreas
Hungerbühler Hermann*
Rümmer Gisèle*

Nachdiplomstudium Pastoralinstitut

Kaeser Damian*
Knezevic Josip

Doktorat

Casutt Roland*
Chen Mingyan*
Offor Titus*

Weiterstudium	Blattmann Janique	Kairo
	Borer Judith	Fribourg
	Grichting Helene	Fribourg
	von Ostheim Martin	Zürich
	Schurte René	Zürich

Studium am Religionspädagogischen Institut Luzern

Böhm Sara, Affoltern a. A.
Cusinato Monika, Dietikon
Egloff Murielle, Beckenried
Föhn Martin, Muotathal
Isenschmid Marcel, Andermatt

Müller Sarah, Dietikon
Prudenza Gabriella, Zürich
Roth Sylvia, Stans
Ruch Christian, Zürich
Wäger Rahel, Thalwil
Ziegler Peter, Altdorf
Wallimann Judith, Alpnach

Pastoraljahr

Busenhart Marianne	Buochs
Furrer Mirjam	Arth SZ
Furrer Meinrad	Heilig Geist, Zürich
Groth-Gamper Rainer	Allerheiligen, Zürich
Häfliger Beat	Sachseln
Jankovsky Eric	Stäfa
Landwehr Axel	Wädenswil
Lier Patrick	Rüti-Tann
Loppacher Stefan	Dietikon
Nampara Ndok Albertus	Affoltern a. A.
Rotzer Daniel	Sitten
Siemes Bernd	Maria Krönung, Zürich

° wohnt nicht im Priesterseminar
* studiert nicht für das Bistum Chur

In der Statistik der Studierenden 2005/2006 sind noch nicht alle Neuanfänger/innen an auswärtigen Studienorten aufgeführt.

Beauftragungen und Weihen 2005

Lektorat

19. Januar 2005	Auer Beat aus Andelfingen in Chur
19. Januar 2005	Dettling Markus aus Schwyz in Chur
19. Januar 2005	Füglistaller Theo aus Winterthur in Chur

Akolythat

19. Januar 2005	Auer Beat aus Andelfingen in Chur
19. Januar 2005	Dettling Markus aus Schwyz in Chur
19. Januar 2005	Füglistaller Theo aus Winterthur in Chur

Admissio

1. Juni 2005	Landwehr Axel aus Bremen (D) in Chur
1. Juni 2005	Lier Patrick aus Dietikon/Altendorf in Chur
1. Juni 2005	Loppacher Stefan aus Steinen in Chur

Diakonat

28. Mai 2005	Bischof Otmar aus Oberriet SG in St. Konrad, Zürich
28. Mai 2005	Planzer Oskar aus Schattdorf in Seuzach ZH
28. Mai 2005	Rohrer Martin aus Niederrickenbach NW in Küssnacht am Rigi
28. August 2005	Lichtleitner-Meier Thomas aus Deutschland in Glattbrugg

Priesterweihe

12. März 2005	Birrer Daniel aus Schötz LU in Muotathal
26. November 2005	Bischof Otmar aus Oberriet SG in St. Konrad, Zürich
26. November 2005	Planzer Oskar aus Schattdorf in Erstfeld
26. November 2005	Rohrer Martin aus Niederrickenbach NW in Küssnacht am Rigi

Missio als Pastoralassistenten und Pastoralassistentinnen

3. September 2005	Fleischli Wendelin, Wallisellen
3. September 2005	Hirsch Susanne, Pflegezentrum Käferberg, Zürich
3. September 2005	Kroiss Maximilian, Urdorf
3. September 2005	Mainz Peter, Küsnacht
3. September 2005	Mann Michael Alexander, Einsiedeln
3. September 2005	Nuzzi Luigi, Hirzel, Schönenberg-Hütten
3. September 2005	Prokopf Andreas, St. Felix und Regula, Zürich
3. September 2005	Züger-Fischer Beat, Pfäffikon SZ

Priesterjubilare 2005

Mehr als 70 Jahre

Christen Andreas, Pfarrhelfer, Buochs

60 Jahre

Aschwanden Hans, Pfarrer, Altdorf
Bannwart Roman OSB, Einsiedeln
Baumann Alois, Spiritual, Muotathal
Burkard Karl OSB, Einsiedeln
Drack Basil OSB, Disentis
Götti Benno, em. Professor, Einsiedeln
Jung Eugen SMB, Immensee
Renz Wolfgang OSB, Einsiedeln
Rohner Johannes SMB, Immensee
Weber Martin SMB, Immensee
Zürcher Chrysostomus OSB, Einsiedeln

50 Jahre

Besenzoni Franco, Italienerseelsorger, Obersaxen-Affeier
Bürgler Alois, Pfarrhelfer, Rickenbach SZ
Gassmann Ernst, Pfarrer, Siebnen
Good Jakob OFMCap., Mels
Gwerder Franz, Pfarrer, Muotathal
Ineichen Xaver, Kaplan, Oberrickenbach
Panciera Pino, Italienerseelsorger, Kloten
Pelican Gion Martin, Pfarrer, Trun
Raimann Josef, Pfarrer, Reiden
Schorno Josef SMB, Immensee
Venzin Pius, Kaplan, Segnas
Widmer Franz CMM, Altdorf
Z'graggen Josef, Pfarrer, Winterthur

40 Jahre

Bargetzi Giovanni, Pfarrer, Domat/Ems
Bollin Eugen OSB, Engelberg
Bruhin Josef SJ, Zürich
Burch Hans, Pfarrer, Beromünster
Flepp Cyrill, Pfarrer, Winterthur
Frei Thomas, Pfarrer, Stans
Giurisato Giorgio OSB, Einsiedeln
Halter Hans, em. Professor, Luzern
Hänggi Hubert SJ, Zürich
Henggeler Anselm OSB, Pfarrer, Feusisberg
Keller Albin, Pfarrer, Verdabbio
Lang Ansgar OSB, Sarnen
Pfender Georg, Fidei Donum Priester, Philippinen
Plona Mario, Italienermissionar, Bülach
Quinter Giusep, Pfarrer, Chur
Reichmuth Franz SMB, Immensee
Röösli Nikodem OMFCap., Schwyz
Ruckstuhl August, Pfarrer, Kollbrunn

Schriber Hans, Pfarrer, Wetzikon
Spadacini Antonio, Nationaldelegierter MCI, Zürich
Stadler Josef, Pfarrer, Silenen
Steiner Toni OP, Zürich
Wirz Hans, Psychologe, Dietikon
Zink Ludwig MS, Zumikon
Zugno Giovanni, Italienermissionar, Zürich

25 Jahre

Annibaldi Ferdinando, Diakon, Tirano
Bieger Thomas, Zürich
Duplain André, Pfarrer, Celerina
Müller Franz OP, Zürich
Somsky Milan SJ, Spiritual, Zizers
Wolf Karl, Pfarrer, Küsnacht
Zwyssig Josef, Pfarrer, Flüelen

Unsere Verstorbenen

Diözesanpriester	Verstorben am
Berther, Giusep	06.12.2004
Lanfranchi, Leone	24.04.2005
Rossi, Hans	01.05.2005
Leber, Josef	14.06.2005
Müller, Josef	24.06.2005
Romer, Jakob	07.08.2005
Seiler, Josef	23.08.2005
Maissen, Felici	25.08.2005
Walker, Franz	26.10.2005

Im Dienst des Bistums	
Gubelmann, Benedikt OSB	05.01.2005
Cajochen, Georg	21.05.2005
Brenn, Oskar I.Sch.	04.10.2005

Ständige Diakone	
Mettler-Enzler, Eugen	23.01.2005

Linus David, Kirchenmusiker, 1935–2004

Am 4. November 2004 starb in Luzern der Kirchenmusiker Linus David-Mörker an einer schweren Lungenerkrankung. Der Verstorbene war 16 Jahre lang, von 1966 bis 1982, Professor für Kirchenmusik an der THC. Am 17. November 2004 fand in der Jesuitenkirche in Luzern ein eindrücklicher Trauergottesdienst mit Kompositionen von ihm selber statt.

Linus David wurde 1935 in Uster geboren und wuchs dort zusammen mit zwei Brüdern auf. Das Gymnasium absolvierte er an der Stiftsschule in Einsiedeln. Dort fand seine Liebe zur Musik reiche Nahrung. Seine musikalische Laufbahn begann mit Klavier-, Orgel- und Gesangsunterricht. Nach der Matura folgte 1955–1960 das Theologiestudium am Priesterseminar St. Luzi in Chur. Daneben besuchte er weiter privaten Unterricht in Klavier, Orgel, Musiktheorie und Chorleitung und versah den Organistendienst in der Seminarkirche.

Nach Theologiestudium und Priesterweihe, die er 1960 empfing, wurde er zunächst Vikar in der Pfarrei St. Katharina in Zürich (1960–1963) und dann in St. Laurentius Winterthur-Wülflingen. Daneben belegte er an der Universität Zürich Fächer der Musikwissenschaft und der Pädagogik. 1966 wurde Linus David als Professor an das Priesterseminar St. Luzi in Chur berufen, wo er Kirchenmusik, Stimmbildung und musikalische Liturgiegestaltung lehrte. Den Kontakt mit seinen Kollegen schätzte er sehr und er pflegte ihn später sein Leben lang weiter.

Verschiedene Ereignisse und Entwicklungen in seinem Leben und in der Kirche führten dazu, dass er etwas Abstand vom kirchlichen Dienst als Priester suchte. So zog er 1974 nach Luzern um und reiste nun jede Woche nach Chur, um in etwas eingeschränkter Form seine Lehrtätigkeit weiter zu führen. Daneben nahm er eine Stelle beim «Schweizerischen Katholischen Anstaltenverband» (SKAV) an und leitete ab 1976 auch den Kirchenchor St. Konrad in Zürich-Albisrieden. Nach einem langen Prozedere für die Laisierung heiratete Linus David 1982 Margrit Mörker, Musiklehrerin an der Heimerzieherschule in Luzern. Sie blieb ihm eine treue Lebensgefährtin in gesunden und in kranken Tagen.

In allen Phasen seines Lebens gehörte sein Herz vor allem der Musik. Er spielte, dirigierte, lehrte, komponierte und rezensierte Konzerte. 1984 gab er die Arbeit beim SKAV auf und trat für einige Jahre eine 50% Stelle als Musikrezensent bei den «Luzerner Neuesten Nachrichten» (LNN) an, um vor allem geistliche Konzerte zu besprechen. Besonders aber blühte er auf, wenn er von Institutionen, Musikern und Freunden Kompositionsaufträge bekam. Er durfte mehrere seiner Chor- und Orgelwerke in professionellen Aufführungen miterleben. Das waren Höhepunkte in seinem Leben.

Neben seiner musikalischen Tätigkeit schrieb Linus David auch tief beeindruckende Lyrik. 1976–1979 erschienen im Lahn-Verlag Limburg drei Bände mit Texten von Linus David und Bildern des Photographen Fernand Rausser. Die Titel zeigen die Spannweite und Tiefe seines Denkens und Empfindens: «Wenn du ein Christ sein willst», «Feste deines Lebens» und «In deine Hände». Neben seinen musikalischen Werken sind diese drei Bände eine besonders kostbare Hinterlassenschaft des facettenreichen, empfindsamen, leidenschaftlichen, tiefgründigen und grundehrlichen Menschen Linus David. Seinen ehemaligen Studenten ist er als temperamentvoller, feinfühliger und kompetenter Musiker, den Mitprofessoren als treuer Kollege und anregender Gesprächspartner in bester Erinnerung.

Franz Annen

Homepage Theologische Hochschule Chur
Mit Internet-Zeitschrift ‹Theologie und Seelsorge›: www.THChur.ch

Homepage Priesterseminar St. Luzi Chur: www.Priesterseminar-Chur.ch

Fotonachweis:

Umschlag, Seiten 4, 13, 14, 27, 29, 34, 52	E.-M. Faber
Seiten 5, 9	Theo Füglistaller
Seiten 6, 10	Andreas Berlinger
Seite 7	Luis Varandas
Seite 2	Gregor F. Peda, D-94034 Passau

Allen, die bei der Herstellung und beim Versand dieses Heftes einen Beitrag geleistet haben, ein herzliches Dankeschön!

Der alte Weinkeller wird neu zum Sekretariat

THEOL. HOCHSCHULE CHUR